22/23. HEFT. 29. MAI. 1909.

Die Reichsfinanzreform und das System Bülow.

Von

Dr. Pachnicke,

Mitglied des Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses.

Wie die innere Lage Deutschlands ist? Ungefähr so, wie sie vor sieben Monaten war. Noch immer stehen die Parteien, die das Finanzproblem bewältigen sollen, einander mit unausgeglichenen Forderungen gegenüber. Noch immer ist deshalb das System Bülow, wie es sich seit den Reichstagswahlen von 1907 gestaltet hat, bedroht.

Wir Liberalen sind und bleiben zur Mitarbeit bereit; aber wir wollen erst eine allgemeine und ergiebige Besitzbelastung gesichert sehen, ehe wir Zugeständnisse auf dem Gebiet der Verbrauchssteuern machen. Diese Vorbedingung stellen wir nicht aus Willkür oder Laune, sondern aus innerer Notwendigkeit. Soll die für Reichszwecke schon jetzt sehr fühlbar herangezogene Volksmasse weitere Hunderte von Millionen aufbringen, so ist es eine Anstandspflicht der Vermögenden, auch von dem Ihren reichlich beizusteuern. Eine völlig gerechte Steuer knüpft überhaupt nicht an den Verbrauch, sondern an die Leistungsfähigkeit an. Läßt sich dieser Grundsatz vom Gleichgewicht der Kraft und Last nicht rein zur Durchführung bringen, so müssen die direkten und die indirekten Steuern wenigstens in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen. Als angemessen ist ein Verhältnis von 1:4, wie es jetzt angenommen wird, nur zur Not und lediglich mit Rücksicht darauf zu betrachten, daß das Deutsche Reich keinen Einheitsstaat, sondern einen Bund von Staaten bildet, von denen jeder bereits das Einkommen, also die gesamte Kraft des Steuerzahlers für eigene Zwecke nutzbar macht. Unter diese Ziffer noch irgend wesentlich herabzugehen, lehnt der Liberalismus ab.

Die Hauptkontrahenten auf der anderen Seite, die Konservativen, weigern sich zwar nicht grundsätzlich, einen Teil des Geldbedarfs von Besitzenden zu nehmen; aber sie wollen sie nicht alle treffen, wie dies durch die Erbschaftssteuer möglich wäre, sondern greifen einzelne heraus, so die Grundstücksverkäufe und die Aktiengesellschaften. Außerdem wünschen sie bei der Branntweinsteuer die Kontingentsprämie nicht oder nur ganz wenig zu ermäßigen und beanspruchen auch sonst für die landwirtschaftlichen Brennereien Vergünstigungen, deren Berechtigung erst noch nachgewiesen werden muß.

Dazwischen steht die Reichspartei und die Wirtschaftliche Vereinigung, die beide eine mäßige Erbanfallsteuer zugestehen würden, aber nur dann und darum, wenn und weil sie eine Voraussetzung für das Gelingen der Reform im ganzen wäre.

Das Zentrum wartet, bis seine Stunde kommt. Es schlägt sich in entscheidenden Fällen stets auf die rechte Seite und hilft Mehrheiten bilden, die gegen den Block gerichtet sind.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Partie mehrmals verloren schien. Die Nachlaßsteuer, deren Einbringung ein Entgegenkommen gegen die Liberalen bedeuten sollte, erhielt in der Kommission nur sechs Stimmen. Damit war der tote Punkt erreicht, wenn es nicht gelang, eine andere Form der Besitzbesteuerung zu finden. Man vereinbarte darum, wenn auch mit allem Vorbehalt, die Auflegung von hundert Millionen auf starke Schultern derart, daß dabei Einkommen bis zur Untergrenze von 3000 M., Vermögen bis zur Untergrenze von 20 000 M. oder Erbschaften ohne Begrenzung heranzuziehen wären. Hierin lag bei aller Mangelhaftigkeit im einzelnen ein Zugeständnis an den Grundgedanken der Liberalen, und eben deshalb durften diese das Kompromiß als vorläufige Grundlage für die weitere Diskussion akzeptieren. Hätten sie hier versagt, so wäre der Block an falscher Stelle auseinandergebrochen. Das erkennen nachträglich auch die Kritiker des Freisinns an. Erst als sich, was bei gehöriger Kenntnis der Dinge und der Personen vorauszusehen war, die Konservativen durch unzureichende Ersatzsteuervorschläge und übertriebene Forderungen bei der Branntweinsteuer ins Unrecht setzten, bot sich für den Liberalismus die Gelegenheit, abzuschwenken, und er hat sie mit Geschick benutzt.

Selbst der Bundesrat sah sich zu einem Ultimatum an die Rechte veranlaßt. Der Reichsschatzsekretär Herr Sydow bezeichnete im Namen aller Regierungen die Erbanfallsteuer auf Abkömmlinge und Ehegatten als wesentlichen und unentbehrlichen Teil der Reform, ohne welchen diese nicht zustande kommen werde oder nicht zustande kommen könne. Jetzt stand das Spiel ungünstig für die Konservativen, und sie machten, um aus der Verlegenheit herauszukommen, immer gewagtere Züge auf dem Schachbrett. Ihre Neigung zu dem Bündnis mit dem Zentrum trat dabei klar zutage.

Hier griff Fürst Bülow von neuem ein und stellte außer Zweifel, daß er den Liberalismus bei der Finanzreform nicht ausgeschaltet zu sehen wünscht, daß er im Gegenteil auf dessen Mitarbeit einen beson-

deren Wert legt. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesen Aeußerungen ein Anzeichen für seinen Entschluß erblicken, die Bürde des Amtes niederzulegen, sobald sich herausgestellt hat, daß die Blockparteien die ihnen überwiesene Aufgabe nicht lösen können oder wollen. Andernfalls müßte er den Nacken wieder unter das Zentrumsjoch beugen, und das müßte ihm nach allem, was in der Zwischenzeit geschehen ist, doch recht schwer fallen.

Damit ist die Frage vom steuertechnischen auf das politische Gebiet gerückt. Wer den Fürsten Bülow stürzen will, wird die Schwierigkeiten häufen; wer ihn halten will, wird sie zu mindern suchen. In der konservativen Partei sind beide Gruppen vertreten. Die der Kanzlerstürzler aber hat die Oberhand gewonnen. Sie verübeln dem Fürsten Bülow seine Hinneigung zu liberalen Ideen, sie verübeln ihm vor allem, daß er die Krone von Preußen zu dem feierlichen Versprechen einer Wahlreform bewogen hat, und sie fürchten bei einem Fortbestand der Blockmehrheit weitere Konzessionen an den Liberalismus. Diese Altkonservativen wollen am Steuer bleiben, selbst um den Preis der Mitherrschaft des Zentrums. Sie sehen in dem jetzigen preußischen Wahlrecht, welches andere Volkskreise, andere Volksinteressen als die ihren nicht zu entsprechender Erscheinung und Geltung kommen läßt, ihre eigentliche Kraftquelle, und lassen sie sich nicht verschütten.

Ob dieser Widerstand noch gebrochen werden kann, ist zweifelhaft. Käme die Erbanfallsteuer im Plenum sofort zur zweiten Lesung, so würde sie vermutlich abgelehnt. Das Zentrum, das sich rühmt, über einhundertundsieben „Dreadnoughts“ zu verfügen, stellt für diese Steuer kaum eine Stimme. Vielleicht würden sogar die wenigen Freunde, welche die Erbanfallsteuer unter den Konservativen hat, im Augenblick auf die Neinseite fallen, weil sie den Zusammenhalt ihrer Partei zu wertvoll finden, als daß sie ihn gefährden möchten. Die Haltung der Reichspartei wäre unsicher. Für diese Steuer blieben also als Kerntruppe nur die Nationalliberalen, auch sie übrigens mit einigen Ausnahmen, und die Freisinnige Fraktionsgemeinschaft. Die Sozialdemokratie gibt zwar eine gewisse Geneigtheit zur Annahme einer nach Form und Höhe genügenden Erbanfallsteuer zu erkennen, kann aber angesichts der Tatsache, daß sie sich für die praktische Politik fast noch stets ausgeschaltet hat, als sicherer Faktor in die Rechnung nicht eingestellt werden. Die Entscheidung fiele hiernach zurzeit negativ aus.

Anders wäre die Situation, wenn die Erbanfallsteuer in einem späteren Stadium nicht als Einzelheit herausgehoben, sondern als integrierender Bestandteil der übrigen plenarreifen Beschlüsse behandelt würde. Dann stünden à prendre ou à laisser die fertigen indirekten auf der einen, die Besitzabgaben auf der anderen Seite, und die letzteren bildeten den Schlüssel zur Reform. Aber wird es dahin kommen? Jedenfalls ist der Weg zu diesem Ziele weit, und schwere Hindernisse bleiben zu überwinden. Man sagt, auch bei der Vertrustung falle der Zuschlag erst in zwölfter Stunde. Parteien sind indes keine Trusts; sie führen ihr eigenes Leben und müssen ihre Entwicklungsbedingungen scharf im Auge behalten.

So können die Freisinnigen auf die Politik der freien Hand nicht eher verzichten, als bis sie Bürgschaft dafür haben, daß der Besitz der Finanznot gegenüber seine Ehrenpflicht erfüllt. Bis dahin stehen alle ihre Reden und Abstimmungen unter der Generalklausel, daß sie nur eine vorläufige Bedeutung haben. Die Torheit, sich endgültig auf indirekte Steuern ohne jene Bürgschaft festzulegen, werden ihnen nur Sozialdemokraten und deren demokratische Gönner zutrauen. Wie für den Freisinn, so steht die Alternative aber auch für die Nationalliberalen. Glücklicherweise marschieren beide Parteien in der gleichen Richtung und halten feste Fühlung miteinander.

So endet diese Betrachtung mit einem Fragezeichen. Jedermann in Deutschland ist überzeugt, daß die Finanzreform zustande kommen muß. Niemand aber weiß, wie sie zustande kommen soll. Das Bild wechselt täglich. In dem Augenblick, wo diese Zeilen dem Druck übergeben werden, scheint sich die Reform auf dem Zentrumsgeleise zu befinden, und die einzige Hoffnung, sie umzulenken, beruht auf dem Bundesrat, der sich so unreife, so fragwürdige Steuerformen, wie sie jetzt von der Kommission beschlossen worden sind, eigentlich nicht aufzwingen lassen sollte.

Der Ernst der Stunde macht sich immer deutlicher fühlbar. Es wird um mehr gekämpft als nur um Steuern; es handelt sich darum, auf wen in absehbarer Zukunft die politische Macht übergehen soll. Ein neuer Kanzler bedeutet eine neue Mehrheitskombination, und diese wäre dann auf Jahre hinaus nicht zu erschüttern. Bleibt dagegen Fürst Bülow, so bleibt der Block. Die Entscheidungen sind höchst verantwortungsvoll und müssen im vollen Bewußtsein ihrer Tragweite mit klarem Blick für alle Konsequenzen getroffen werden.

Reise in Schweden.

Von

Felix Paul Greve.

I.

Schweden ist Natur und sonst nichts; einförmig und doch ewig wechselnd, mit sich selbst im Widerstreit, eine Landschaft, die sich gleichsam noch im Fluß befindet, ungebändigt. Natürlich rede ich nicht von den Landschaften Skone, Södermanland, Västergotland und Dalarne; auch nicht von dem Westrand der Lappmarken und des übrigen Norrlands, den neuesten, eben durch die Lapplandbahn erschlossenen Touristenzielen eiliger Amateure, die sich in acht Tagen einen Begriff von Schweden machen wollen, um dann zu sagen: „Ebenso großartig wie die Schweiz“ — oder: „Die Schweiz ist doch großartiger.“ Ich

meine alle diejenigen ungeheuren Trakte, die der Tourist in tage- und tagelanger Eisenbahnfahrt verschläft. Ich meine jene fast unermeßlichen Gebiete, die Bädeker und seine Geistesgenossen als „öde" bezeichnen: den etwa tausend Kilometer langen und zweihundert Kilometer breiten Streifen zwischen Bräcke und Haparanda, die nördlichste Lappmark, die sich zwischen die finnische Grenze und das norwegische Finnmarken einschiebt, die Uferzüge des Torne Aelf mit seinen Quellströmen, des Kalix Aelf, des Lule Aelf und des Pite Aelf, und schließlich die vergessenen Küstenlandschaften, wie das Idyll Blekinge, dessen Schären sich unters Meer hin zu verlieren scheinen, während ihre Vegetation ein Sinnbild hellster Blondheit ist.

Dieses Schweden besteht aus Wald und Strömen. Freilich stößt, wer in ihm reist, immer wieder, wenn er einen Tag lang durch Urwald gefahren ist, auf nichts anderes als auf einen Strom. Und wenn er über einen Strom fährt, taucht er immer wieder nur auf einen Tag im Walde unter. Aber es genügt trotzdem nicht, an einem Zipfel hineinzusehn. Das Land ist so unmalerisch, daß man im Grunde Jahre und Jahre und sein ganzes Leben dort verbringen könnte, um ihm auch nur einen Teil seiner Geheimnisse abzulauschen oder abzuspähen. Es ist die Verzweiflung aller Maler zweiten Ranges, es ist die Sehnsucht jedes, der es einmal wirklich sah.

Der schwedische Wald, insbesondere der der Landschaften oder „Lehne" Norbotten und Västerbotten ist etwas von all dem, was wir Wald nennen und als Wald kennen, so Verschiedenes, daß man begreifen kann, wenn er durch Wochen hin nicht anders als befremdend wirkt. Das Wort „Urwald" gibt einen vollends falschen Begriff, weil es uns den Fuß des Himalaja und die Hänge der Mondgebirge oder die Uferländer südamerikanischer Flüsse suggeriert. Diese Urwälder sind wirr und dicht wie das Haar eines Negers; der nordische Urwald ist wie das Haar des nordischen Küstenbewohners, karg und lang und strähnicht. Urwald ist er nur, weil er niemals in Pflege genommen wurde. Forstwirtschaft kennt er nicht, höchstens strafwürdigen Raubbau. Und trotz allem ist er unerschöpflich. Oft hat meilenweit der Brand, entstanden durch Blitzschlag oder durch Fahrlässigkeit eines Köhlers oder durch Mutwillen eines sonntagsfrohen Bauern, nichts zurückgelassen als mannshohe, schwarzverkohlte Stämme; und wenige Jahre darauf späht überall zwischen dem Schwarz das lichteste Grün der kriechenden Birke hervor, der nach wiederum ein paar Jahren kindlich hilflose Kiefern folgen, bis nach Jahrzehnten die Kohle zum fruchtbaren Dünger im triefendfeuchten Humus wird. Hier modert der Stamm auf der Wurzel, weil es an Händen fehlt, ihn rechtzeitig abzuschlagen. Aber ein Herbststurm wirft ihn um, und er verfault unterm Schnee, der ihn acht Monate deckt, oder er dörrt in dem einzigen langen Sommertag, der von keiner Nacht weiß, bis auch er für neues Leben Nahrung gibt.

Dieser Wald führt bald einen scheinbar verzweifelten Kampf gegen jede Unbill der Natur und scheint sich dann nur durch die zähe Unüberwindlichkeit verkrüppelnden Lebens halten zu können (verkrüppeln, heißt sich anpassen, eine neue Möglichkeit suchen); bald wird er der

Hemmnisse durch ein Verfahren Herr, das überlegter List aufs genaueste gleicht; und bald ist er die einzige triumphierende Note des ganzen Landschaftsbildes. Kurz, nirgends gibt es eine Bewaldung, die so, aus sich heraus, unabhängig von allen Wetterstimmungen, eine ganze Skala von Lebenszuständen spiegelt. Dabei steht er in jeder Hinsicht unter Ausnahmeverhältnissen da. Zunächst der Boden. Nirgends sieht man den glatten Humus unsrer thüringischen Buchenwälder, nirgends den flachen Sand märkischer Tannengehölze; und Gebilde kompakter Felsen wie die Berge der Alpen haben nichts mit dieser Bodengestaltung gemein. Schweden ist, abgesehn von dem schmalen Westrand, im wesentlichen eine große Ebene, die sich, oberflächlich gesehn, von der norddeutschen Flachebene nur dadurch unterscheidet, daß sie sich von Westen nach Osten zum Meer hin um etwa tausend Meter abdacht. Mit Norddeutschland teilt sie außerdem die Eigentümlichkeit, daß sie von einer Reihe niederer Höhenzüge durchschnitten wird. Nur ganz vereinzelt finden sich, ohne Uebergang hineingestellt, Gebilde, die an die deutschen Mittelgebirge erinnern. Aber der ganze Boden ist ein andrer als bei uns. Dicht unter der nährenden Erdkruste liegt überall zusammenhängender Fels. Es kommt hinzu, daß das ganze Gebiet ein einziges großes Moränenfeld ist. Was an nacktem Fels unmittelbar an die Luft tritt, ist abgeschliffen von der Gletscherfeile der Eiszeit. Und kaum eine Quadratmeile dürfte frei sein von den verstreuten Blöcken, dem Geröll, das jene Eisströme in die heutige Ostsee niederführten, aus der die deutschen Steinfischer es mit Klammern emporholen, damit es für Molen und Schutzdämme an unsern Küsten als Material Verwendung finde. Daher kommt es auch, daß so wenig Land urbar gemacht worden ist. Hier wäre nicht nur der Wald auszuroden, sondern auch der Boden vom Gestein zu befreien. Selbst in den spärlich eingesäten Feldern sieht man riesenhafte Blöcke liegen, oft geschichtet, wie man sie im poetischen Deutschland zweifellos als Hühnengräber bezeichnen würde. Wo aber die Kulturarbeit noch nicht eingesetzt hat, liegen diese Blöcke härtesten Gesteins, das die Gletschermühle nicht hat zermahlen können, so dicht, daß der Boden, des Waldes entkleidet, den Eindruck eines bloßen Geröllfeldes machen würde. Und doch ist es gerade dieses Geröll, was das Wachstum des Waldes überhaupt ermöglicht hat. Denn die Witterungsergebnisse des weicheren Grundgesteins wären sicherlich längst durch die unaufhörlichen Regen fortgewaschen worden, wenn sie nicht in dem darüberliegenden Geröll Stütze und Halt gefunden hätten. Und aus diesem durch die Verwitterung entstandenen Erdreich hervor ist der Wald nach oben durchgebrochen. Hunderte, ja Tausende von Malen kann man an einem einzigen Tage sehn, wie ein Baum im Erstarken und im Streben zum Licht Felsblöcke gehoben und gekippt hat, die mit menschlichen Mitteln zu bewegen unmöglich scheint. Das sind die Kiefern. Anders schafft sich der zweite der nördlichen Bäume, die Birke, ihre Daseinsmöglichkeit. Wir kennen in Deutschland fast nur die schmale, biegsame Birke, die unsre Feldwege einsäumt, und können uns also kaum eine Vorstellung machen von der Wandlungsfähigkeit in den Lebensformen dieses

Baumes. Ueppig und laubreich bildet er im südlichen Norrland schattenreiche Wälder. Aber je weiter man nach Norden kommt, um so zäher, um so wilder, und, wenn ich so sagen darf, sachlicher, das heißt unpoetischer wird sie; bis sie schließlich in den nördlichen Lappmarken zu einer kriechenden, knorrigen Schlingpflanze wird, die den ganzen Boden in weniger als Mannshöhe mit wildem Gestrüpp überzieht. Schon daraus ersieht man, wie sie sich abfindet mit der Geröllschicht des Bodens. Ihr ist kein Stein zu klein, als daß sie ihn nicht umgänge; ihr ist kein Spalt zu eng, als daß sie ihn nicht benutzte, um ihren Stamm durch ihn hindurch über den Felsblock hinauszuführen und oben ihre grotesk-phantastische Krone zu entfalten. Und diese beiden Bäume, die hochstämmige Kiefer und die nach Norden immer niedriger werdende Birke, bilden in stets neuen Zusammenstellungen den Wald des schwedischen Nordens.

Rein als Vegetation betrachtet steht dieser Wald vielleicht am herrlichsten zwischen Bräcke und Vännäs, wo die Kiefern unendlich alt, ehrwürdig, hoch, schlank und einzeln dastehen, mit gesenkten Aesten, die oben moosbeladen, unten mit langen, gleich Haaren wehenden Nadeln behangen sind. Zwischen diese ganz dunklen Riesen wie eingelagert ruht dichter, lichter Birkenwald, der in Farben-, Formen-, und Laubreichtum von unendlicher Frische ist. Das macht überhaupt den schwedischen Wald zum Inbegriff des Waldes, daß durch das rufende, klingende Leuchten der Birkenbewaldung, die zwischen den ernsten, warnenden Tannen steht, etwas nur doppelt Unheimliches in die Landschaft kommt; etwas Sirenenhaftes, bittend und schreckend, lockend und drohend. Freilich können diese bedrohlichen Tannen in ihrer Ehrwürdigkeit zuweilen auch etwas geradezu Gutmütiges bekommen; dann stehn sie da wie etwa ein Riese, dem ein Kind vor die Füße läuft, auf das er nur lächelnd niederblickt, während er im Schreiten innehält, um es nicht zu zertreten. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß die Verästelung der Kiefer fast immer erst mehrere Meter über den Wipfeln der Birke beginnt. Aber wenn hier im südlichen Norrland das Unheimliche des Waldes nicht ohne Sanftheit, nicht ohne Beimischung jenes Weiblichen ist, in dem die Griechen das Wesen ihrer südlichen Meere verkörpert sahen, so entfaltet sich, je mehr wir nach Norden kommen, etwas immer ausgesprochener Spukhaftes in diesen Wäldern. Die Birke wird, wie gesagt, grotesker — grauer in ihrer Haut; die Tanne röter im Holz, schwärzer in den Nadeln, struppiger, besenhafter in der Form. Die Kiefer kommt nicht mehr so gut fort, es wird ihr zu nördlich, wahrscheinlich zu naß; immer häufiger modert sie auf der Wurzel, immer seltener kann sie den Stürmen des Herbstes widerstehen, so daß sie oft meilenweit, wie vom Gewitter niedergedrücktes Korn, mit der Krone auf dem Birkengestrüpp ruht; oder es stehn, namentlich auf niedern Höhen, die Stämme gitterartig fast ohne Krone da.

Dieser ganze nördliche Wald lehrt eine Poesie des Grauens; er wirkt mit der ewigen Variation fast ein und desselben Themas beinahe wie eine Symphonie, die für ein einziges Instrument geschrieben

wäre, das man allein zu hören sonst nicht gewöhnt ist. Wenn die Trommel in ihren Tonvaleurs eine annähernd gleich große Skala hätte wie das Cello oder die Violine, und eine Menschheitsgeschichte würde in einem riesenhaften Tonsatz von tausend Trommlern getrommelt, so kann ich mir denken, daß es etwa so wirken müßte, wie die Wälder Lapplands auf mich wirkten. Auch viel vom Märchen ist da: vom Wald, in den man hineingeht und aus dem man nicht wieder hinausfindet; vom Wald, in dem man nach stundenlangem Schweifen irgendwo auf eine Köhlerhütte stößt, die von rauchenden Meilern umgeben ist, oder auf ein mitten in den Wald eingesprengtes Gehöft, aus dessen Tür einem eine runzlige Alte, die lange Laubpfeife im Munde, entgegentritt. Aber das liegt vielleicht an der Endlosigkeit dieser Wälder, durch die sich nur selten Straßen ziehn, und deren Waldwege kaum jemals den Eindruck von etwas Zielhaftem, von etwas Vorwärtsführendem machen. Und doch kann es das nicht allein sein; denn gerade an dem Tage, an dem mir zum ersten Mal das Spukhaft-Grauenvolle dieses Waldes klar aufging, befand ich mich in relativer Nähe bewohnter Stätten.

Gellivare ist ein kleiner Ort an der Ofotenbahn. Noch vor wenigen Jahren sah man dort nichts als die in die Wildnis hineingesetzten Hütten der Bergleute, die in den Eisengruben des Malmbergs arbeiten; dann wurde die Bahn gelegt, und an diesen Punkt fiel die Mittagsrast der Züge. Das und die Tätigkeit des Touristenvereins brachten einigen Fremdenzustrom, und jetzt steht, ohne Straßen, ohne den Eindruck einer Stadt, ein lebendiger, aufblühender, kleiner Ort auf dem kahlen Boden, ein Gewirr von Häusern, die, wie Blockhäuser gebaut, einer Spielschachtel entnommen scheinen. Es ist die primitive Ansiedlung, wie sie alle sehr dünn bevölkerten Länder kennen, namentlich der amerikanische Westen; die Ansiedlung, in der man sich doppelt behaglich, doppelt geborgen fühlt, weil man weiß, daß man weit ringsum in der Wildnis verhungern müßte. Dieser Ort, jetzt der größte in den eigentlichen Lappmarken, bildet den Ausgangspunkt für ein paar der leichtesten Hochtouren der malerischen Gebirgsketten an der Westgrenze Schwedens. Der einfachste und vielleicht deshalb der schönste Ausflug ist der auf den Gellivare Dundret, einen nicht sehr hohen Berg im Südwesten des Orts.

Ich war hinaufgestiegen, und oben hatte mich in der Touristenhütte, die um die Sonnenwende eine Reihe von Tagen hindurch von der Mitternachtssonne beschienen wird, einer jener plötzlichen Regen überrascht, die einen im hohen Norden oft stundenlang zwingen, unter einem Stein zu kauern oder wie angeklebt auf der Windschutzseite an einem Baumstamm zu lehnen. Es war Abend geworden, ehe ich an einen Abstieg über die schlüpfrigen Felsen der kahlen Höhe denken konnte. Es wurde Nacht, ehe ich die baumlose Kuppe hinter mir hatte und den Wald erreichte. Wohl stand die Sonne niedrig über dem geographischen Horizont, aber auch wenn sie nicht von schwarzen Wolken verhangen gewesen wäre, so hätte doch das riesige Schneegebirge des Kebnekaisse diese Berge und Täler mit dunklen Schatten zugedeckt. Es herrschte eine etwas ungewisse Dämmerung, in der ich plötzlich vom Waldsaum

MAX LIEBERMANN
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

WALDSPAZIERGANG / Ölgemälde /

HONORÉ DAUMIER
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

IN DER LOGE / Aquarell /

aus noch ziemlich deutlich gerade vor mir das betriebsame, kleine Gellivare und vor ihm den weißlichgrauen Bergsee Vasarajärvi sehen konnte. Ein angeblich markierter Weg führt über das wilde Geröll durch den Wald hinunter, und steigt man hinauf, so wird man ihn freilich kaum verfehlen. Da ich aber den Abstieg in Sprüngen begann und noch dazu in trügerischem Zwielicht, so dauerte es nur wenige Minuten, bis ich den Weg verloren hatte. Doch machte mir das zunächst noch keinerlei Eindruck. Ich hatte ja noch eben mein Ziel vor Augen gehabt. Die Richtung war nicht zu verfehlen; und selbst wenn ich mich in ihr irrte, so mußte ich doch die Ufer des Sees erreichen und dann eben versuchen, ihn zu umgehn, wenn ich ins Quartier gelangen wollte. So stieg ich weiter, zwischen den spärlichen Tannen hin, die dichten Birkenbüsche umgehend. Oft zwang mich ein jäher Absturz, nach Norden oder nach Süden auszuweichen; zuweilen führte mich ein reißender Bach an seinen Ufern entlang, wie es ihm beliebte; und einmal lief ich mich schon in den ersten Stunden auf plötzlich flachem Gelände in einem Sumpf fest, der mich zur Umkehr zwang. So hatte ich nach etwa drei Stunden die letzte Orientierung verloren. Der Boden war flach geworden, und ich wußte nicht mehr, woher ich gekommen war, noch auch, wo die Ortschaft lag. Mich begann ein Gefühl der Unsicherheit zu beschleichen; ich wurde auch müde und etwa zwei Stunden darauf nervös. Normalerweise hätten drei Stunden mir sehr reichlich für den ganzen Abstieg genügen müssen, und jetzt war ich annähernd sechs unterwegs. Die Beleuchtung war etwa die, wie wir sie an bewölkten Tagen eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang haben; aber unter den Bäumen hockten Ungeheuer aus Schatten; und ganz plötzlich fühlte ich den Boden unter mir weichen. Ich griff zur Seite und bekam ein paar Birken zu fassen, die sich zwar unterm Druck bis zum Boden neigten, an denen ich aber doch Halt genug gewann, um meine Füße aus dem Moor zu ziehen, das sie unter quietschenden Lauten losließ. Als ich mich umsah, erkannte ich, daß ich auf einer kleinen Buschinsel stand, die jetzt plötzlich rings nicht mehr von Sumpf, sondern von Wasser umgeben zu sein schien. Ich überlegte, in welcher Richtung ich weiter müßte, und entschied mich schließlich für die gleiche Richtung, der ich zuletzt gefolgt war; denn ich dachte mir, dieser Sumpf, in den ich geraten war, sei wieder eine der kleinen Felsmulden, die wie die Eimer eines Baggers an den Bergwänden hängen. Ich spähte in dieser Richtung aus und sah in einer Entfernung von etwa drei Metern einen Stein, und etwa vier Meter hinter ihm dicht nebeneinander zwei Kiefern. Ich machte mir Mut zu dem Sprung, setzte an, berührte im Flug den Stein, stieß mich von ihm ab und erreichte die Wurzeln der Kiefern, deren beide Stämme ich mit den Armen umfing, um die vorwärtstreibende Kraft meines Körpers aufzuhalten. Aber die beiden Kiefern fielen zu Boden wie Schatten, und ich mit ihnen, denn sie waren morsch und hatten sich nur halten können, weil sie im Windschutz standen. Beschmutzt, durchnäßt und doch zugleich dumpf zerschlagen, sprang ich wieder auf, froh, wenigstens festen Boden unter den Füßen zu fühlen. Ich konnte ein paar Schritte gehn, dann wurde es wieder

sumpfig. Ich sprang ein paarmal von Birkenbusch zu Birkenbusch; dann hörten die Birken auf, und wieder standen nur trügerische Kiefern in unbestimmten Abständen voneinander reihenweise vor mir. Ich hütete mich jetzt, mich noch einmal auf die Stützkraft der Stämme zu verlassen, sondern eilte etwa hundert Meter weit in einer Art springenden Laufs dahin, bis mein Mückenschleier sich in irgendwelchem Geäst verfing und ich halt machen mußte. Ich war auf einem trocknen Fleck und setzte mich. Am Tage zuvor hatten Engländer drüben zwischen Gellivare und Muorjevare zwei Bären geschossen; ich hatte die armen Tiere gesehn. Noch ein paar Tage früher war weiter oben an den Seen des Torne Aelf, den Abflüssen des Torneträsk, ein Luchs gesehen worden; so stand es in den Lokalblättern zu lesen. Die Bären waren nicht weiter gefährlich. Es waren nur Reste eines aussterbenden Geschlechts, die offenbar wußten, wie sehr ihr Dasein gefährdet war. Aber der Luchs? Ich kannte die unbezwingliche Wildheit, die katzenhafte Tücke dieses haubenohrigen, gefleckten Raubtiers sehr genau. Auf dem Skansen bei Stockholm hatte ein Weibchen, als ich dort war, gerade geworfen; und ich hatte gesehn, wie es, um seine Jungen zu schützen, einen Sprung von gut sieben Metern senkrecht gegen eine Gitterwand tat, an der es sich die Nase blutig schlug; und trotzdem fauchte es mich an, als hätte ich ihm schon ein Junges gestohlen, während ich nur gekommen war, um die Kleinen spielen zu sehn. Dergleichen Bestien lebten hier, wenn auch spärlich gesät, noch in aller Freiheit; wie, wenn plötzlich eine auftauchte? Ich erhob mich trotz meiner Müdigkeit und setzte in Sprüngen meinen Weg fort. Nun war es inzwischen früher Morgen geworden, und plötzlich brach tief im Nordosten ein kurzer Sonnenblitz durch. Diese rote Beleuchtung war spukhaft und unheimlich wie rings der Wald. Aber mein Gefühl der Beängstigung wurde zum hellen Entsetzen, als ich plötzlich rechts neben mir, genau in der Höhe meines eignen Körpers, rhythmisch meinen Sprüngen folgend, oder vielmehr sie begleitend, ein Ungetüm durch die Büsche setzen sah. Mir lief eine peitschende Angst den Rücken hinunter; ich hatte nicht einmal meinen Revolver bei mir. Und diese Angst jagte mich in immer wilderen Sprüngen weiter, selbst, als ich den Sumpf schon hinter mir hatte und meine Sprünge über Felsen gingen, bis ich ganz plötzlich an einer steilen Wand vorüber mußte und das Ungetüm, das vorher in zwanzig bis dreißig Metern Entfernung vor mir dahingejagt war, dicht neben mir fühlte. Im gleichen Augenblick stolperte ich, brach ich zusammen und wurde ich mir über zwei Dinge klar: erstens war das Ungetüm mein eigener Schatten und zweitens lag ich auf dem markierten Weg nach Gellivare, wo ich in etwa einer Stunde ankam und mich geborgener fühlte als irgendwann in meinem ganzen Leben.

Eine Berliner Privatsammlung.

Von

J. A. B.

Die Leidenschaft, Kunstwerke zu sammeln, ist die dümmste, wenn äffische Triebe sie entzünden, die geistigste und fruchtbarste, wenn Liebe und Kennertum sie selbst zu einer Kunst gesteigert haben. So komisch es ist, in den Salon eines Emporkömmlings mitten in unbezahlbaren Schund ein einsames Meisterstück verirrt zu sehen oder etwa eine Galerie von Herrlichkeiten, die ihren eigenen Besitzer ewig als Fremdling verhöhnen, so erquicklich ist eine Sammlung, wo jedes Einzelne zu seinem Herrn gehört und sagt: Hier bin ich und hier muß ich stehen. Erst dieser notwendige Familienzug adelt das Zusammengetragene, macht es noch über die Einzelwerte hinaus kostbar, beziehungsreich, bedeutungsvoll.

Von einer solchen urpersönlichen Sammlung ist hier die Rede. Nicht flunkerndes Geld — jahrelanges, heißes Bemühen, innerlichste Teilnahme haben sie Blatt um Blatt, Glied um Glied, aufgeschichtet, aufgetürmt. Wer die amüsanten und gedankenvollen Karikaturen-Werke von Eduard Fuchs kennt — und sie sind in vielen tausend Händen — wird längst erraten haben, daß ein so mannigfach-intimes Bildermaterial nicht aus fremder Leute Besitz, sondern aus einem unerschöpflichen, zu jeder Stunde paraten Eigentum mit Feinschmecker-Lust erkoren und zu großen Mosaiken gefügt worden ist.

Eduard Fuchs, der mit dem prächtigen Fanatismus des Kunstagitators für uns ein Nebenkapitel der Kunstgeschichte — aber welch ein charaktervolles, welch ein beredtes! — neu entdeckt und, Kunstgenießer, Kulturhistoriker und leidenschaftlicher Kritiker in einer Person, nach allen Richtungen hin durchforscht hat, besitzt tatsächlich eine Sammlung, die in Deutschland nicht ihres gleichen findet. Seit Jahren spürt er den offenen und geheimen Wegen aller Meister der Karikatur nach, ihren spielerischen Scherzen und ihren blutigsten Wagnissen. Gelenkt von einer Beharrlichkeit, die sich nicht im Kleinen verzettelt, sondern männlich auf ein letztes Ziel gerichtet ist, auf die Erfassung des Gesetzmäßigen in der künstlerischen und sozialen Entwicklung, pürscht er mit sicherem Jägerinstinkt oft in den dunkelsten Winkeln nach den Skizzen und Zeichnungen dieser Scharfrichter ihrer eigenen Zeit.

Ihre Blätter, früher bei uns wenig beachtet und erst durch Fuchs in einen großen Zusammenhang eingeordnet, sind jetzt in seinen von Reichtum berstenden Mappen zu einem einzigartigen Schatz gespeichert. Beim Umschlagen der vielen tausend Seiten dieser lachenden, grinsenden Welt- und Sittengeschichte, von Meistern der Unverfrorenheit mit genialen Strichen hingeschnörkelt, könnte man Tage und Wochen versäumen. Nur zwei Beispiele und Vergleiche: Fuchs hat nicht weniger als 3800 Daumier-Blätter; das Berliner Kupferstichkabinett

besitzt im ganzen kaum 50 Stück, und selbst die Bibliothèque Nationale in Paris kann ihn darin nicht überbieten. Während man im Berliner Kabinett nur etwa ein Dutzend Stiche von Rowlandson finden kann, hat Fuchs über 300 zusammengebracht.

* * *

Dieselbe Konsequenz und persönliche Kraft, durch welche Fuchs diese kaum übersehbare Masse von Griffelwerken nach und nach zu einem Gesamtbild der Karikatur der europäischen Völker zusammengefaßt hat, leitet ihn auch beim Sammeln der Gemälde, von denen hier einige der schönsten zum ersten Mal reproduziert werden.

Daß Fuchs nicht nur den Zeichner, sondern auch den Maler Daumier liebt, ist nur natürlich. Honoré Daumiers Gemälden wird man in Deutschland nicht oft begegnen. Fuchs ist es gelungen, einige besonders charakteristische zu erwerben, die hier heute abgebildet sind. Die ganze Kühnheit der Daumierschen Zeichnung verraten die kraftvollen Umrisse der wohl in den sechziger Jahren entstandenen Studie „Pferde in der Schwemme". Ungefähr aus derselben Zeit stammt das durch seine feste Komposition und den merkwürdigen Lichtkontrast hervorstechende Aquarell mit dem gespannt durch sein Opernglas guckenden Logenbesucher. Das Oelbild „Die Betrunkenen" zeigt neben sehr feinen Farbenwerten, die die Reproduktion natürlich nicht widerspiegeln kann, jene schlagende Charakteristik, in der vor allem Daumiers Meisterschaft sich kundgibt.

* * *

Sein für die sozialen Widersprüche so früh geschärfter Blick und sein in volle Sinnlichkeit umgesetzter Protest gegen das satte Behagen eines seine Ideale verratenden Bürgertums haben das Interesse gerade dieses Sammlers am meisten gefesselt. Jeden Schaffenden aus seinen gesellschaftlichen Wurzeln zu erklären, ist sein stärkster Drang, und so sehr Fuchs die Kunst in ihren delikatesten Ausstrahlungen liebt, der Lebenskampf, der unter Zuckungen Neues gebiert, steht ihm noch höher, ist ihm noch heiliger. Das ist wohl auch die Erklärung dafür, warum dieser heißblütige Schwabe mit seinen entschiedenen künstlerischen Neigungen sein Leben nicht der Erforschung der reinen, von allem Zweck erlösten und genesenen Kunst, sondern jenem Grenzgebiet gewidmet hat, wo die Kunst als werbende und verwundende Macht in die Arena des Lebens hinabsteigt.

Diese agitatorische Stoßkraft, dieses Temperament eines begeisterten Volkstribuns hat Max Slevogt in Eduard Fuchsens lebensgroßem Porträt mit allem Schwung herausgebracht. Die beiden Männer verknüpft intime Freundschaft, und das liebevolle Erfühlen der letzten Eigentümlichkeiten hat dieses Bildnis — man sehe nur, wie dieser ungestüme Kerl mit seiner Mappe dahin- und aus dem Rahmen herausstürmt — zu einem der besten Slevogts gemacht.

Fuchs, der auch als Gemäldesammler sich kluge Beschränkung auferlegt und nur das an sich zieht, was ihm homogen ist, liebt vor allem

zwei Künstler: Slevogt, den er als den stärksten Koloristen unter den modernen deutschen Malern schätzt, und Max Liebermann. Von beiden besitzt er einige ihrer besten Arbeiten. Slevogt hat auch ein sehr graziöses Bild der Frau Fuchs in leuchtend-rotem Kleid auf zartestem Hintergrund gemalt, und ebenso Fuchsens Töchterchen in all ihrer rundlichen Frische fest hingesetzt. Eines der schönsten Stücke der Sammlung ist die hier reproduzierte Bewegungsstudie zum „weißen Andrade", dem berühmten Slevogtschen Bilde in der Stuttgarter Gemäldegallerie. Mit seinen strahlenden Farben illuminiert es — gegenüber einem mit Pottners lustigen Tieren gefüllten Glasschrein — das von Bruno Paul ruhig abgetönte Birkenzimmer der Fuchsschen Wohnung.

Hier wie auch sonst kommt es Slevogt darauf an, den Menschen bei der intensivsten Kundgebung seines Wesens zu überraschen, den Moment zu packen, wo jede Kreatur ihre letzte Kraft verbrennt oder doch die ihm ureigene Linie verrät. Besonders bezeichnend für dieses Streben sind die prächtigen Wettläufer, die mit vorgestreckten, lechzenden Körpern an einer Mauer spähender Menschen vorüberfliegen, oder der mit rollendem Auge gierig sich aufbäumende schwarze Hengst, der dämonisch den nächtigen Hintergrund noch überdunkelt, oder die breit hingelagerte, fressende Löwin. Ebenso die monumentalen Simson-Studien, die Fuchs erworben hat! Simson, geblendet, in ungebrochener Majestät die Mühle treibend, und Simson die Säulen des Tempels mit Gigantenarmen niederreißend.

Wie sehr ihm das Feuerwerk der Farben gehorcht, zeigt Slevogt in dem hier abgebildeten Pastell: „Berliner Pressball in der Philharmonie" und in einem verwandten Oelbild: „Der Sezessionsball". Einen idyllischen Gegensatz dazu stellen mehrere duftige Landschaften dar, wie etwa ein blühendes Kleefeld. Außerdem nenne ich noch das Karlshorster Trabrennen (Blick von der Tribüne), das Stilleben mit dem phantastischen Paradiesvogel, doch ist damit die Reihe der Slevogt in der Fuchschen Sammlung noch nicht erschöpft.

* * *

Von Max Liebermann besitzt Fuchs Studien und Bilder aus fast allen Etappen seiner Entwicklung, beginnend mit einer holländischen Landschaft aus dem Jahre 1875. Ein reizvolles Motiv hat der in diesem Heft wiedergegebene Familienspaziergang im Walde, der beim Einfallen der Sonnenlichter auf den schattigen Weg die Art der abgewendet dahinschreitenden Gestalten erraten läßt. Es ist ein Momentbild von einer vor acht Jahren unternommenen Harzreise der Familie des Malers. Daneben prunken Liebermanns große Oelbilder: Die beiden Reiter (Herr und Dame) am Meer, eine sehr zarte Dünenlandschaft, eine der Variationen der Polospieler (die Pferde als zuckende Farbenflammen), die eleganten Tennisspieler, der bevölkerte Strand von Scheveningen (aus neuerer Zeit), eine fahnengeschmückte Straße in Holland am Geburtstag der Königin, eine Oelstudie zu Simson und Dalila mit einem interessanten weiblichen Rückenakt, der breit in den Vorder-

grund gestellte „Strandwächter", den wir hier abbilden, eine der schönsten Studien zu den Klöpplerinnen, eine Pastellstudie zur Papageienallee usw.

Zu den beiden modernen Lieblingskünstlern Fuchsens gesellen sich noch Robert Breyer mit entzückenden Stilleben (besonders schön die gelben Tulpen, die aus einer schlanken Vase mit vollen Kelchen hervorglühen), ein Herbstbild des Karlsruhers Rudolf Hellwag, Frühlingslandschaften von Rudolf Siek und mancher andere. —

Der große Mappenhort, der Blätter von 1500 an bis auf unsere Tage enthält, darunter viele Handzeichnungen und eine vor allem kostbare Sammlung der berühmten Stiche des 18. Jahrhunderts, bedürfte einer besonderen Würdigung, die wir vielleicht ein anderes Mal geben werden. Er ist der eigentliche Kern des Fuchsschen Kunstbesitzes.

Religionsforschung.

Von

Arthur Bonus.

Wir müssen, wenn wir in Sachen des religiösen Problems vorrücken wollen, allen Wert darauf legen, in die psychologischen Bedingungen des wirklichen religiösen Lebens eingeführt zu werden, statt in die rationalen Bedingungen des Dogmas und dessen, was man gewöhnlich — zum Beispiel im Schulunterricht — „Religion" nennt.

Die Angelsachsen, für die „Religion" viel mehr als für uns eigentümliches Leben ist, statt wunderlicher Lehre, lieben solche psychologische Betrachtungen religiöser Dinge mehr als wir.

Von England und besonders auch von Amerika her kommen uns die unbefangensten Bücher über das (sozusagen) tatsächliche Material des religiösen Lebens. Bei uns ist trotz mancher ehrlich gemeinter Versuche das Interesse viel zu sehr auf die philosophischen Schlüsse eingespannt, die man zu ziehen gedenkt. Wozu noch als fast unübersteigliches Hindernis bei uns die Verbindung unserer Religionswissenschaft mit der festgefügten Institution der Kirchen kommt, von denen die katholische durch den Papst, die evangelische durch die vornehmen Schreier des Herrenhauses terrorisiert wird. Es gilt bei uns beinahe als unfair, daß kirchlich unabhängige Psychologen von Fach sich der religiösen Psychologie annehmen, während es drüben gerade die Regel zu sein scheint.

(Es ist ein nicht kleiner Ruhm der protestantischen Religionswissenschaft, daß sie fortgesetzten und andauernden Schikanierungen zum Trotz eine starke und fest wissenschaftliche Haltung sich zu wahren weiß — obwohl es Kriecher und Schleicher natürlich auch da gibt. Aber es ist lediglich selbstverständlich, daß Gelehrte, zu deren Arbeits-

bedingungen eine gewisse Entrücktheit vom Straßenlärm gehört, unbewußt von dem Wunsch beeinflußt werden, Ruhe zu haben. Zum mindesten in einer die Entscheidungen verschleiernden Wortwahl, meist aber auch in der Stoffwahl kommt das zum Ausdruck.)

Indessen wir können von den institutionellen Schmerzen der deutschen Theologie ganz absehen; es genügt ihr (in neuester Zeit sogar wieder zunehmendes) philosophisch-metaphysisches Interesse, um zu verbürgen, daß das berühmte Problem vom Unterschied von „Glauben und Wissen" bei ihnen Doktorfrage bleibt.

Daß die religiöse Erkenntnis, das sogenannte „Glauben", einem besonderen Zustand des menschlichen Innenlebens entspringt, der von den psychologischen Vorbedingungen anderer Arten menschlicher Erkenntnis verschieden ist, das ist ein Satz, der von unseren Religionsforschern immer nur behauptet wird, aus dem sie aber kaum je für ihre wissenschaftliche Methode die Konsequenzen ziehen.

Die religiösen Genien aller Zeiten, Völker und Religionen sprechen mit großer Einstimmigkeit und Entschiedenheit von besonderen und erregten Zuständen, in denen ihnen ihre Erkenntnisse gekommen seien. Selbstzeugnisse wollen doch ernst genommen sein, statt entschuldigt und unschädlich gemacht zu werden.

Man muß Ernst damit machen, daß die wissenschaftliche Erkenntnis einem anderen Zustand entspringt als zum Beispiel die ethische oder auch die ästhetische Betrachtung, und so auch als die religiöse.

Ist die wissenschaftliche Erkenntnis die allerkälteste und außerpersönlichste, so ist die religiöse die allerheißeste und persönlichste. Und das auch — und erst recht — wenn sie darin gipfelt, die Menschen still zu machen, und sogar, wenn sie sie unpersönlich macht. Denn es ist eine völlig andere Art Unpersönlichkeit im einen wie im anderen Fall gemeint.

Im wissenschaftlichen Betrachten ist die Persönlichkeit kampflos ausgeschaltet, bleibt unberücksichtigt. Diese völlig kalte Ausschaltung ist die Voraussetzung der wissenschaftlichen Arbeit. Im Religiösen ist die Ausschaltung, soweit sie erstrebt wird, der schwer erstrittene Schlußerfolg.

Im Wissenschaftler ist die Persönlichkeit kalt gestellt und kann nachher ebenso vorlaut, kleinlich und niedrig sein als irgend vorher, im Religiösen muß sie, soll der Zweck überhaupt erreicht sein, ausgeweitet, selbstlos und groß geworden sein.

(Es braucht nicht gesagt zu werden, daß im gegebenen Fall der Wissenschaftler der Fromme, und der Religiöse der Unfromme sein kann, daß überhaupt nicht die Selbstschätzung der sogenannten „Gläubigen" zugrunde gelegt werden muß. Es handelt sich überhaupt nicht um Werturteile, sondern um Aufreizung der psychologischen Situation für die wissenschaftliche und für die religiöse Betrachtung; und da bleibt es dabei, daß die wissenschaftliche Arbeit als solche an keinerlei ethische Bedingungen oder Zwecke gebunden ist, während die religiöse Betrachtung, wo sie überhaupt echt ist, direkt aus einem Kampf des Menschen mit sich selbst hervorgeht.)

Schon allein dieser innere Kampf mit sich selbst erzeugt eine Hitze, die alles im Menschen aufregt und durchdringt und einen völlig anderen Gesamtgeisteszustand hervorbringt.

Dem Wissenschaftler, der geneigt ist, seinen beruflichen Zustand als den normalen und allein berechtigten einzuschätzen, bedeuten die Erkenntnisse von diesem Standpunkt aus nichts weiter als Phantasien eines Aufgeregten. (Er hält, wenn er ehrlich ist, auch die Hauptmasse aller eigentlich künstlerischen Arbeit für das gleiche. Und wenn er diese Urteile auf den Vordersatz stellt: „wissenschaftlich angesehen", so hat er damit auch Recht; und es ist wichtig, sich darüber klar zu werden, daß und weshalb er Recht hat.)

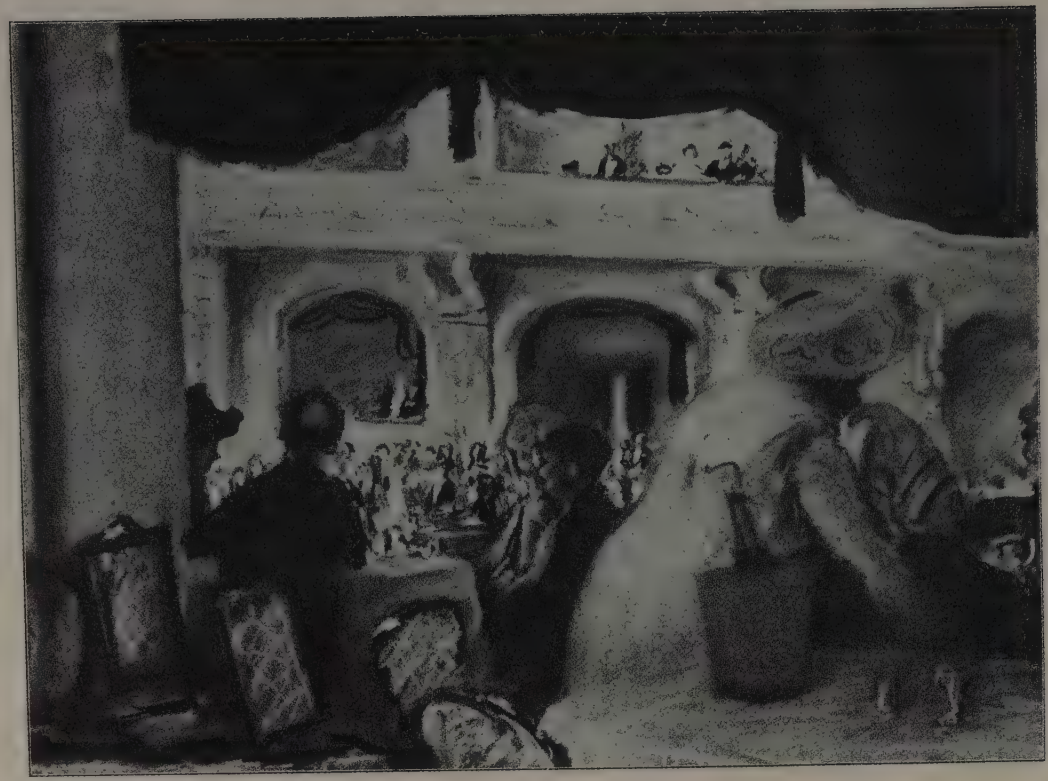
Der Religiöse indessen, dem der Mensch eine „Brücke zum Uebermenschen" ist, wird sich die Gewißheit nicht nehmen lassen, daß nicht der Zustand künstlicher Abkühlung, sondern derjenige erstrittener innerer Selbstüberwindung und Erhebung der rechte Zustand ist, um die letzten Erkenntnisse über das Verhältnis des Menschen zum Leben selbst, zum All und über seine Zukunft zu finden.

Man erkennt leicht, daß hier dem Religionsforscher eine Schwierigkeit sich in den Weg stellt: während die religiösen Erkenntnisse einen Erhebungszustand voraussetzen, so die wissenschaftlichen den umgekehrten. Und hier scheiden sich nun die Wege für den angelsächsischen und den deutschen Forscher. Der angelsächsische zieht den Schluß, daß er also nicht in der Lage ist, als wissenschaftlicher Forscher und mit den Mitteln wissenschaftlicher Ueberlegung die religiösen Aussagen zu kontrollieren, zu ergänzen oder einwandfrei nachzuschaffen, geschweige zu überbieten, daß er sie vielmehr quellenmäßig in den ihm zugänglichen persönlichen Bekenntnissen aufsuchen und aus ihren eigenen Voraussetzungen ordnen und bewerten muß, seine Kritik aber allein darauf zu richten hat, ob die Bekenntnisse wirklich aus authentisch religiösem Zustande stammen.

Der deutsche Forscher, der im Grunde immer noch — und neuerdings durch Eduard von Hartmanns Einfluß in erhöhtem Maße wieder — spekulativ (hegelianisch) gesonnen ist, gebärdet sich beträchtlich viel „kühner". Ihm bedeutet der besondere religiöse Zustand (den er zuzugeben pflegt) nichts weiter als die Ermächtigung, die wissenschaftliche Methode auf Dinge und Verhältnisse auszudehnen, die ihm unzugänglich sind, und über welche wissenschaftlich auszusagen er sich schämen würde, solange er reiner Wissenschaftler ist.

Eine Untersuchung, die für die angelsächsische Methode typisch ist, hat neuerdings Prof. Wobbermin uns in deutscher Uebersetzung vorgelegt. Des Amerikaners William James „Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit" (Leipzig, Hinrichs, 1907).

James geht von dem, wie ich glaube, richtigen methodischen Grundsatz aus, daß die Bekenntnisse, die er sammelt, um so wertvoller für die wissenschaftliche Ergründung der religiösen Eigenart sind, je mehr sie einem Zustand entstammen, der in seiner Abgeschlossenheit gegen das Tagesleben und besonders gegen den Einfluß rational reflektierenden Bewußtseins eine Gewähr für wirkliche Un-



MAX SLEVOGT
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

MASKENBALL / Pastell /

HONORÉ DAUMIER
| Aus der Sammlung Ed. Fuchs |

PFERDE IN DER SCHWEMME | Ölgemälde |

vermischtheit der religiösen Stimmung bietet. Solche ekstatischen Zustände seien nicht wünschens- oder empfehlenswert, seien sogar für krankhaft zu halten, aber sie seien instruktiver als die eines gewöhnlichen, das heißt gemischten Bewußtseins.

(Man könnte vielleicht vergleichen, wie eine rein ästhetische Betrachtungsweise der Dinge — in der Art etwa Oskar Wildes — das Gegenteil von gesund oder wünschenswert ist, aber für die Erkenntnis der Eigenart ästhetischer Betrachtungsweise instruktiver als gesündere und mächtigere Typen.)

Wir enden auf diese Weise unsere Betrachtung bei dem Satz, daß man unrecht tut, irgendeinen der möglichen Zustände rein für sich als Ideal zu betrachten. Das Ideal ist, die Wirklichkeit auf so vielerlei Weise als möglich zu sehen, jeden Aspekt in seiner Eigentümlichkeit aufzufassen, zu genießen und auf sich wirken zu lassen, in solchem Aufeinanderwirken tief und weit werdend und in alle Wege wachsend.

Je nach Veranlagung und dadurch bedingter persönlicher Wahl wird die eine oder die andere Betrachtungsweise die Führung übernehmen und das ganze Gemeinwesen von Möglichkeiten von sich aus organisieren, wie es recht und billig ist, und jenachdem werden dann mehr religiöse oder mehr wissenschaftliche, mehr ethische oder mehr ästhetische Typen entstehen.

Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

Eritis sicut Dei . . . . . .

1.

Mein Land kennt mich als tätigen, durch industrielle Interessen erfahrenen Politiker, meine nähere Umgebung als einen mit seinem Schicksal zufriedenen Menschen. Ich wundere mich oft lächelnd, wie schnell man eine Vergangenheit durch eine anders geartete Gegenwart vergessen machen kann. Man rühmt mir eine gewisse Ruhe und Mäßigkeit im Handeln nach, und — ich gestehe — kein Lob kann meiner Eitelkeit mehr schmeicheln, denn es hat eine, gar nicht so sehr zurückliegende Zeit gegeben, in welcher ich das Gegenteil von alledem gewesen bin: ein ziellos schwärmender, innerlich zerrissener Mensch.

Meine Jugend war ein nie aussetzender Kampf, während dessen ich mich vergeblich bemühte, meiner eigenen Vielspältigkeit Herr zu werden. Die meisten bewußten Naturen bilden sich früh einen Idealtypus ihrer selbst, dem sie in mehr oder weniger strenger Selbsterziehung sich anzunähern suchen. Diese oft unbewußte Vorstellung

ist ausschlaggebend bei der Berufswahl, bei der Wahl der Frau, ja in allen Lebensgewohnheiten. Mir schwebten merkwürdigerweise mehrere Typen in gleicher Stärke vor, die sich gegenseitig befehdeten und verdrängten und mich zu widerspruchsvollen Handlungen trieben. Man darf nicht glauben, daß ich einfach ein Poseur mit wechselnden Posen gewesen bin. Vielleicht schien ich es bisweilen, aber alle diese Typen wurzelten in meinem Ich. Weil sich in mir die Antriebe zum tätigen Menschen, wie zum Theoretiker, zum Künstler, wie zum großen Herrn, ja zum Soldaten feindlich nebeneinander regten, glaubte ich schließlich, niemals die Synthese finden zu können und zur ewigen Nichtigkeit bestimmt zu sein, bis mir eine plötzliche Erkenntnis die Zügel meines Charakters fest in die Hand legte. Eine Begebenheit öffnete mir einen unerwarteten Blick in die Zusammenhänge des Lebens, ja ich möchte sagen in den Mechanismus des Schicksals. Ich sehe nun in den sich widersprechenden Instinkten meines Innern in unendlich verkleinertem Maße dieselben Kräfte wirksam, welche die großen Umwälzungen der Völker bestimmen; die Erkenntnis dieses Zusammenhangs macht mich gleichzeitig stolz und bescheiden, denn ich habe erfahren, wie wir von diesen Kräften getrieben werden und wie wir sie selbständig gegeneinander ausspielen können. Ohne zu Allegorien meine Zuflucht nehmen zu müssen oder einem heute lächerlichen Aberglauben zu verfallen, fühle ich mich eins mit der Weisheit aller Zeiten, mit den mythologischen Bildern der Alten, mit den stets bezweifelten und doch nie ganz aufgegebenen Ahnungen der Astrologen, und bei alledem verwickle ich mich nicht in Widersprüche mit dem Scharfsinn der modernen Psychologie. Was aber das erstaunlichste ist: so fieberhaft-fantastisch das Erlebnis war, es führte mich von unstätem Schwärmen und Schweifen zu einem aktiven, der Realität zugewandten Leben, das freilich aus der geistigen Erfassung aller Erscheinungen Kraft und Glück schöpft.

Ich will dieses Ereignis hier erzählen, obwohl es eine ganz persönliche Angelegenheit ist; denn ich glaube, daß manche davon Nutzen oder Vergnügen haben können. Sie werden vielleicht dazu gelangen, auch in ihren Konflikten die wahren Triebkräfte zu finden, die ja in jedem dieselben sind, nur mit verschiedener Stärke und in anderem Verhältnis wirken.

2.

Ehe ich die glückliche Begegnung schildere, die mir zu meiner Erkenntnis verholfen hat, muß ich von einem großen Irrtum sprechen, der dieser Erleuchtung unmittelbar vorausgegangen ist. Er bestand darin, daß ich um die Mitte meiner dreißiger Jahre glaubte, mein Leben habe sich erschöpft, ich sei alt. Allerdings etwas war vorbei: die sterilen Qualen meines zerrissenen Inneren; die reifen Jahre fruchtbarer Tätigkeit und betrachtenden Genießens sollten gerade beginnen. Dieser Umschwung verbarg sich — wie es oft an Wendepunkten der Entwicklung geschieht — unter den Symptomen einer vorübergehenden Abspannung aller Kräfte. Ich war müde, müder als ich je gewesen.

Ich hatte mich vor ein paar Monaten von einer Frau getrennt und der erhoffte Rausch neuen farbigen Lebens in wieder gewonnener Freiheit blieb aus. Meine Gesundheit war schwankend, meine Vermögenslage enger geworden, einige Versuche mich geistig zu betätigen, hatten kein nennenswertes Publikum gefunden.

Meiner widerspruchsvollen Natur war der sie beharrlich fliehende Friede stets als das erstrebenswerteste Gut erschienen, und so mußte für mich das Klosterleben in der Phantasie einen sonderbaren Reiz gewinnen. Oft hatte ich auf Reisen Karthausen besucht und war bisweilen entzückt einige Tage verweilt. Jeder Mönch bewohnte seine stille Zelle mit einem selbstbestellten Gärtchen davor. Der Tag war gut gegen die Langeweile eingeteilt: in stumme Klausur, während der das ganze Kloster mit seinen kühlen Hallen und dem begrünten Kreuzgang in Frieden lag, und gemeinsame Stunden im Refektorium. Dann gab es köstliche Vormittage in den getäfelten Räumen der Klosterbibliothek, durch deren Bogenfenster nichts von dem Kleingetriebe der Welt fiel, sondern nur das Grün, Rot, Braun und Weiß der Jahreszeiten, das in den Zweigen hing. Am verlockendsten erschienen mir die religiösen Handlungen in den heimlichen Kapellen der alten Kirche: stille, einfache Vorgänge, die sich immer und immer unter dem Wechsel der Lichter wiederholten: die Frühmesse im Winter, während die Kerzen durch die Dunkelheit des Morgens zucken, und das Ave im Frühling, wenn der rote Abend an den Fenstern blutet. Die Mönche lebten eng verknüpft mit den Stimmungen der Stunden und empfanden besonders den Reiz der Jahreszeiten; sie hüteten die dämmerige Kirchenstille, in die sich das draußen wimmelnde, belastete Leben, wie in ein Asyl, bisweilen auf eine Stunde vergrub.

Was hatte mich bisher gehindert, an solchem Leben teilzunehmen? Man wird es leicht erraten: mir fehlte der Glaube. Aber es gibt für alte, ererbte, geschulte Intellekte Augenblicke, wo sie ihren ganzen Hochmut verlieren und — im Gegensatz zu jenen jungen, eben emanzipierten Köpfen, die sich um keinen Preis „etwas aufbinden" lassen wollen, und gar von Pfaffen! — sich fragen, ob es wirklich so schwer ist, an die Dreieinigkeit oder die unbefleckte Empfängnis zu glauben. Wenn man die Symbolik zu Hilfe nimmt, kann man leicht in solchen mythologischen Vorstellungen die Kristallisierung ewiger, metaphysischer, logisch nicht formulierbarer Ahnungen finden, und nachdem man mit dieser — wie man sagt — vertieften Auffassung ein für alle Male seinen Verstand beruhigt hat, denkt man nicht mehr darüber nach und will einfach glauben, daß Christus Gottes Sohn und zu unserer Erlösung in die Welt gekommen ist. Man wird Debatten über das Thema vermeiden und bald den Frieden genießen, den eine solche Selbstbeschränkung — vorübergehend, natürlich immer nur vorübergehend — zu geben vermag, sobald man nur ernstlich in dem Zustand ist, den der französische Dichter mit dem Vers ausdrückt:

Ma chair est triste, hélas! et j'ai lu tous les livres.

So stand es mit mir, als ich plötzlich eine Einladung von einem Freund erhielt, der unter sehr sonderbaren Umständen, von denen

später die Rede sein wird, an den Abhängen des Montserrat in Katalonien lebte. Keinesfalls wollte ich mich dadurch von meinem endlich gereiften Entschluß abbringen lassen, aber der Brief war insofern schon jetzt von entscheidender Bedeutung, als er mich an das Kloster auf dem Montserrat erinnerte, das ich von einem früheren Besuch her flüchtig kannte. Ich wollte nach Art unentschlossener Naturen in dem Brief einen Fingerzeig des Schicksals sehen, gerade dieses Kloster für meine Zurückgezogenheit zu erwählen.

3.

Um den Montserrat zu erreichen, reiste ich durch Südfrankreich. Die Fahrt an der Rhône entlang zwischen den lieblichen Städten, um die jetzt schneeweiße Wälder von Obstbäumen blühten, das durchsichtige, feine Licht, das über den Dächern lag, die schwarzen Pinienwände, die der Mistral zauste, alles das gemahnte mich an frühere, hoffnungsvollere Fahrten. Ich war mir noch nicht klar, wie fest ich meine Beziehungen zum Kloster knüpfen sollte, ob ich ein einfacher Bruder werden oder doch ein wenig der Fremde, der Gast bleiben würde. Schließlich kam es mir nur auf eines an: Frieden zu finden; dafür war ich bereit, alle Bedingungen, die man mir stellte, anzunehmen.

Da die Hitze schon ziemlich stark war, scheute ich die Fahrt in einem der schleichenden spanischen Schnellzüge. Ich lief einen Vormittag lang im Hafen von Marseille herum und suchte ein Schiff nach Barcelona. Eines dieser gefällig-spitzbübischen Subjekte, wie sie die südlichen Häfen bevölkern, das Produkt irgendeiner romanisch-levantinischen Bettelunzucht, näherte sich mir, grinste mich mit einem halb schlauen, halb lasziven Ausdruck an, stank nach Knoblauch, und warf mit Brocken aus allerlei Sprachen um sich. Er führte mich in eine dürftige spanische Agentur, ich nahm ein Billett für den Zwölfhundert-tonnendampfer Andalucia, der gegen Abend auslaufen sollte. „Werde ich eine Kabine allein haben?“ fragte ich. „Ja und Nein“, erwiderte der Beamte mit geheimnisvoller Pfiffigkeit, „die einzige Kabine 1. Klasse ist von einem Herrn besetzt, der Sie aber nicht genieren wird.“ „Was für ein Herr?“ Man zeigte mir seinen Namen in der Liste — es war der meine. „O, Sie glauben nicht,“ erwiderte ich, „wie mich gerade dieser Herr manchmal geniert.“ „Mais je ne peux vous débarasser de lui.“ Ich sah ein, daß nichts zu tun war, und nahm mein Billett.

Der Herr, der in der Kabine wohnte, ging abends im bleichen Licht einer melancholischen Dämmerung auf dem Verdeck des trostlosen Frachtdampfers auf und ab, zwischen den ölig riechenden Ballen der Ladung und schreiendem, katalonischem Schiffsvolk, das auf den Augenblick harrte, die Taue von den Pflöcken ziehen zu können. Man wartete noch auf die Post des spanischen Konsuls. Es war eine grauenhaft öde Ecke des alten, vom großen Verkehr verlassenen Hafens, wo das Schiff lag. Nie habe ich je ein solches Bild der Verwüstung und des Verfalls gesehen. Halb eingestürzte Lagerhäuser und düstere Zollgebäude gähnten aus schwarzen Fensterlöchern. Einige düstere Leichterboote ruhten wie fossile Riesentiere am Ufer. Haufen von

schmutzigen Säcken, Warenballen, Tierfellen lagen wie modernd herum. Ein paar staubige Fuhrwerke mit mageren Pferden warteten auf etwas, was sicher nie kam. Hinter einer dünnen Wand grauer Bäume erriet man armselige Wohnhäuser. Ueber diese Hafenecke führte — wie eine Herausforderung gegen solche Verwahrlosung — eine moderne schlanke Eisenbrücke; aber auch sie schien sich etwas schief zu senken, wie angesteckt von der modrig-schimmeligen Umgebung. Durch die winzigen Luken eines Seglers blickte man in niedrige, erleuchtete Holzkammern, wo halbentkleidete Menschen umherhantierten. Neben der Andalucia lag ein erbärmlicher Auswandererdampfer, auf dem eine zweifelhafte spanische Kompagnie ein Gewimmel verwahrloster Weiber in verwaschenen Blusen, schmieriger Kinder und sonneverbrannter, stier auf ihren Habseligkeiten hockender Männer nach Südamerika verschiffte. Sie mußten, wie wir auf der Andalucia, die spanische Post abwarten. Diese Ecke des Hafens war wie ein verfluchter Ort. Hier fuhren nur die ganz jämmerlichen Schiffe ab. Die Luxusdampfer mit ihren hellen Salons, weißen Schlafkammern, abendlicher Musik und eleganten Frauen kamen gar nicht hierher.

Der Herr aus der Kabine wurde von einem fettigen Steward gefragt, ob er „nach Rationen" essen wolle oder nach der Karte. Man gab ihm dann unten im Eßraum bei einigen flackernden Kerzen, die auf die braune Wachstuchdecke geklebt waren, ein spanisches Gericht, in dem Wurststückchen, Knochen und Kichererbsen durch einen gemeinsamen brennenden Pfeffergeschmack zu einem Ragout verbunden waren. Er spülte es mit einem schwarzen Wein hinunter, zündete eine Zigarette an und ging, ganz und gar deplaziert, auf dem Verdeck spazieren, bis das Schiff endlich abfuhr und sich den schwankenden Wassern des nächtlichen Golfs du Lion anvertraute. Ich beobachtete ihn während der ganzen Zeit genau, zerbrach mir den Kopf über ihn und fragte mich: „Que diable allait — il faire dans cette galère?" Er ging früh in die Kabine, las noch ein wenig in einem gleichgültigen Buch und schlief ein.

Mittags war das Schiff in Barcelona. In etwa zwei Stunden brachte die Bahn unseren Reisenden nach Monistrol am Fuße des alten, zackigen Montsalvat. Eine Zahnradbahn beförderte ihn zum Kloster auf halber Höhe des Berges. Kerzengerade starrten Felsensäulen, die sogenannten Gralswächter, in den goldigblauen Nachmittagshimmel.

4.

Der Reisende klopfte am Kloster an; in einem engen Bureau gab man ihm einen großen rostigen Schlüssel, ein Greis legte sich Hand- und Betttücher über den Arm, führte den Herrn in die Zelle Nr. 11 der casa de aposientos und bereitete das eiserne Bett. Dann ging er leise hinaus. Ich wunderte mich und beobachtete den Reisenden; das war ihm offenbar sehr unangenehm. Er packte seine Koffer aus und gruppierte mit liebevoller Sorgfalt folgende Gegenstände auf dem Tisch, als seien sie das Letzte, was er aus dem Schiffbruch seines Lebens gerettet hatte: einige Schachteln russischer Zigaretten, mehrere Päckchen

goldgelben Tabak (Glasgowmischung), eine dünne lange Büchse mit englischem Tee, ein kleines Assortiment sanfter Abführmittel, 800 Gramm persisches Insektenpulver, etwa zehn Bände gelbe französische Romane und nicht weniger Tauchnitzbände, ein paar kokett gebundene Gedichtbücher in verschiedenen Sprachen. Auch ein Bädeker kam zum Vorschein. Er blätterte zerstreut in dem Buch und sein Auge fiel auf den Stadtplan von Barcelona. „Sie hätten sich eigentlich einige Tage dort aufhalten sollen," wagte ich zu bemerken. Keine Antwort. „Sie hätten sich einige Tage dort aufhalten können," wiederholte ich, „Sie lieben doch diese heitere Stadt und ihre Frauen, die, wie Sie sich wohl erinnern, äußerst liebenswürdig sind." „Aber ziemlich unnuanciert," erwiderte er gelangweilt. „Nun, Sie können leicht von hier aus manchmal hinfahren," sagte ich, „wenn Ihre Vorräte erneuert werden müssen." Er tat, als hätte er mich überhört. „Sie kamen ja doch nicht als gläubiger Christ hierher," fuhr ich fort, „das Bewußtsein, Barcelona so nahe zu haben, ist Ihnen sehr angenehm. Uebrigens möchte ich Sie noch einmal auf das schlanke grüne Kuvert aufmerksam machen, das Ihnen Ihr alter Freund Dr. Pierre Lancret vor einiger Zeit geschickt hat. Sie haben es fast ängstlich in Ihrem Bädeker versteckt. Bitte sehen sie nach, es ist darin. Lesen Sie es noch einmal durch. Ist es nicht ein seltsamer Zufall, daß er ganz hier in der Nähe . . . ." Der Herr war offenbar über diese, wie ich zugeben muß, taktlosen Bemerkungen ärgerlich und ging hinaus, um einen Spaziergang za machen.

Zu seinen Füßen erstreckte sich in schimmernder Bläue das katalonische Bergland. Er ging bis zu einem ärmlichen, kleinen Kloster, das friedlich im Abend lag. Als er zurückkehrte, war es fast dunkel. In der Kirche, wo Ignazius von Loyola, in der Schlacht verwundet, sein Leben dem Dienst der Jungfrau geweiht hat, ertönte Gesang. Der Spaziergänger trat ein, setzte sich in eine Bank und hörte zu. Er war etwas müde, schwarze Gestalten streiften umher, es schmerzte fast seine Augen, aus dem Dunkel des Kirchenschiffs in die ferne Kerzenhelle des Altars zu schauen. Die Messe ging zu Ende.

Draußen war ihm wie in einem schwarzen, hoffnungslosen Großstadthof, als er der Kirchenfassade den Rücken zukehrte: drei hohe dunkle Wände mit zahllosen Fenstern, vor jedem ein armseliger, eiserner Balkon, der durch vage Erinnerungen an Frauen, die sich darüber beugen könnten, das Gefängnishafte dieser Häuser erst recht herzzerreißend erscheinen ließ. Das neue Kloster lag, starr und viereckig, wie eine Fabrik am Felsen.

Der Herr ging in das Fremdenrestaurant, speiste allein in einem zu großen, nur in den Ecken erleuchteten Saal. Jenseits vieler gedeckter Tische saß eine spanische Familie mit einem Kind, das schrie, weil es übermüdet war und von unvernünftigen Eltern und einer kreolischen Kinderfrau durch allerlei Spiele künstlich wach gehalten wurde. Später nahm unser Reisender seinen Schal, setzte sich draußen auf die Mauer und blickte ins Tal mit seinen Lichtern, bis ihn der Pförtner hereinrief, der um zehn Uhr schließt. Ich sah dem Reisenden

stets zu, er tat, als bemerke er mich nicht, und ich dachte fortgesetzt: „Que diable allait — il faire sur cette galère?“

Kaum hatte er die Zelle Nr. 11 betreten und begonnen, sich zu entkleiden, als jemand heftig an die Tür klopfte und ohne auf Antwort zu warten hereintrat. Der Reisende erschrak und der Schrecken begann eine Art Entsetzen zu werden, als er einen schwarz gekleideten Priester sah, dessen tief liegende, unter wilden Brauen wie verkrochene Augen sich auf ihn bohrten. Er schloß hinter sich die Tür, grüßte ganz kurz und tat, als ob er hier erwartet würde. Er sprach ein rauhes, ungehobeltes Deutsch mit schwäbischen Anklängen.

„Mir wolle gleich Ihre Angelegenheite bespreche,“ sagte er. „Ich bin der einzige Deutsche hier und muß morge sehr früh abreise.“

Der Reisende, der bisher zu niemand von „seinen Angelegenheiten“ gesprochen hatte, fühlte sich wie gelähmt. Eine stickige Atmosphäre schien sich aus den unsauberen Kleidern des Priesters durch die Zelle zu verbreiten. Sein starkknochiges, breites Gesicht mit den grauen Bartstoppeln und den grünen Zähnen überwältigte durch den physischen Ekel, den es erweckte. Die niedrige, faltenreiche Stirn schien wie durch eine Last zusammengepreßt, die dieser Mann unsichtbar trug.

„Also s'isch gut, daß Sie endlich da sind,“ sagte er, und es schien fast, als gäbe er sich Mühe liebenswürdig zu sein, „daß Sie dem weltliche Läwe abgesagt hawe. Sie misse jetzt erscht einige Prüfunge bestehe, um recht verachte zu lerne, was Sie bis jetzt aagebet' hawe. Ein Läwe in Sack un' Asche wird Ihne gut duhn, damit Se bieße fir die Gieder der Welt, die Se in zu großer Fille genosse hawe. Die Einsamkeit wird Ihne nitzlich sein. Se wer'n Anfechtunge des Fleisches erläwe, wie Sie se in Ihrer Weltlichkeit gar net gekannt hawe.“ (Hier grinste das Ungeheuer.) „Sie hawe ja immer de' Becher der Luscht dicht näwe sich stehe gehabt, da wisse Se ja gar net was dasch heißt: Brunst leide. Hier werde Se's lerne. Sie werde fiehle, was der Mensch fier en Schweinbelz is, un Sie wern sich ekele vor sich selwer und vor dem Dreck in dem Se dief drin sitze. Dann werde Se sich kasteie um rein zu werde un' die heechst Seligkeit der Zerknirschung genieße. S'is nur gut, daß Sie endlich der Stimme gefolgt sind, die seit Ihrer Kindheit in Ihrem Inneren tent, die schon Ihre Lehrer in Ihne vergäbens unterstitzt hawe. Aber was die Erziehung nicht konnte, hat das Unglick in Ihne vermocht. Jetzt sitze Sie hier, en gebrochener Mann un' suche das Heil im Verzichte. So gefalle Sie mir.“

Der Reisende war nicht imstande, eine Silbe zu erwidern. Er hörte nur noch halb, wie der Priester einige lateinische Worte flüsterte. Er sah ihn nach der Tür hinken, und es war, als ob er mit einem leisen Kichern auf dem dunklen Flur verschwand. Es dauerte lange bis unser Freund aufzustehen vermochte, um beide Fenster zu öffnen und die leicht schwefelig stinkende Luft hinauszulassen. Er lag bis gegen Morgen halb wach, halb schlummernd. Wenn er schlief, schien ihm, das Ungeheuer säße an seinem Bett; schlug er die Augen auf, so war es verschwunden. Als die reine Frische des Morgens überraschend durch das Fenster drang, gewann er neue Kraft, und es stand für ihn

fest, daß er in dem Bannkreis dieser Mauern, die sich schräg gegen den erblauenden Himmel abhoben, nicht bleiben würde. Aber wohin?

Ich lächelte und griff nach dem Bädeker, der auf dem Nachttisch lag, nahm wie selbstverständlich den grünen Brief meines alten Freundes Pierre Lancret hervor und las ihn aufmerksam durch.

„Mein Alter, was wirst Du von mir denken, daß ich auf die freundliche Empfehlung an Sir Charles Bloom in Tenerife, die Du mir vor fast einem Jahr schicktest, nur kurz gedankt und dann vollkommen geschwiegen habe? Daß ich nicht aufhöre, an Dich zu denken, wirst Du sofort sehen. Ich habe mich mit Sir Charles inzwischen sehr angefreundet und ihn seit dem Tage, als ich ihn in seinem tinerfinischen Landhaus La Paz besucht, nicht mehr verlassen. Wir haben zusammen einen Gedanken verwirklicht, der für uns beide die Erfüllung eines langgehegten Wunsches, ja eines Traumes bedeutet. Aeußerlich gesehen, ist es eine Banalität, wir haben dem Ding wenigstens, um gar kein Aufsehen zu erregen und aus Furcht vor der Lächerlichkeit, den banalen Namen eines „Sanatoriums“ gegeben, dessen leitender Arzt ich bin. Aber was für ein Sanatorium! Ein weltliches Kloster für auserwählte Menschen, die sich dauernd oder vorübergehend zurückziehen wollen. Hauptsächlich Bekannte von uns beiden, oder von Bekannten zuverlässig Empfohlene finden Aufnahme. Fremde, die sich melden, werden, wenn sie Hoffnung geben, einige Wochen von höchst intelligenten Detektivs beobachtet. Meistens fallen die Rapporte negativ aus. Da Sir Charles keinem Unbekannten seine Gastfreundschaft aufzwingen kann, haben wir — obwohl keinerlei geschäftlicher Beweggrund hinter dem Unternehmen steht — die üblichen Sanatoriumpreise eingeführt. Besonders geeignete Besucher treten bald zu Sir Charles in so persönliche Beziehungen, daß sie bei ihm, wie Gäste auf seinem Landsitz, leben. Anderen gegenüber wird wieder der Charakter der Wohltätigkeit hervorgekehrt, sie brauchen ebenfalls nichts, oder wenn es ihre persönliche Würde vorzieht, nur ein wenig zu zahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Waches Weh.

Von

Siegfried Kawerau.

Und lange Zeit hab' ich geblättert
in fremden Büchern,
die von fremden Dichtern
mit fremden Weh
gefüllt sind;
und müde sind nun meine Augen.
Doch weiß ich nicht, was ich gelesen:
das taugt mir alles nicht

MAX SLEVOGT
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

ÖLSTUDIE ZUM „WEISSEN D'ANDRADE"

und fällt von mir
wie windverwehte Blüten!
Denn wach und feindlich steht das eigne Weh
mit finsterer Gebärde
hinter meinen flachen Augen
und schreckt die zarten,
blumenduftgaukelnden
Schmetterlinge
und mit harten,
trotzigen Händen
greift es die nahen,
tötet die bunten
achtlos.
Einsam
starrt es ins Dunkel der Nacht,
legt sich mit mir ins Bett
und erwacht
bleich mit mir in der Frühe.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Leo (sich erhebend): Sie müssen manierlich sein, Sinjon. Die Dame kommt doch zuerst. (Sie geht hinter ihn und beugt sich über ihn, um sich den Entwurf über seine Schulter hinweg anzusehen.)

Hotchkiß: Sie haben recht. Verzeihen Sie. (Er ändert den Entwurf)

Leo: Sie haben auch nur eine Dame und einen Herren genannt. Es sollten aber zwei Herren sein.

Collins: Oh, das ist 'ne bloße Formsache, gnädige Frau. Jede beliebige Anzahl von Damen oder Herren kann hineingeschrieben werden.

Leo: Nicht jede beliebige Anzahl von Damen. Nur eine Dame. Außerdem war diese Kreatur keine Dame.

Reginald: Halt's Maul, Leo. Das ist ein Vertrag im allgemeinen, den jeder unterzeichnen kann, nicht deiner!

Leo: Was soll ich dann damit?

Hotchkiß: Sie werden daraus einige Andeutungen für Ihren eigenen Vertrag erhalten.

Edith: Hoffentlich gibt's da keine Andeutungen. Wir verlangen nur die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit.

Collins: Ja, ja, Fräulein: das soll alles in Ordnung kommen. Glauben Sie mir, da gibt es keinen Hintergedanken. Es ist sozusagen eine Art Mustervertrag.

Edith (nicht überzeugt): Wir wollen's hoffen.

Hotchkiß: Wie fängt man einen Vertrag an? Sie wissen es doch, Herr Stadtrat.

Collins (verlegen) Nein mein Herr, das ist Sache des Stadtschreibers. Ich habe mir abgewöhnt, in diesen Kleinigkeiten selbst zu denken. Vielleicht weiß das Seine Eminenz.

Der Bischof: Leider nein. Aber Soames wird es wissen. Alice: wo ist Soames?

Frau Bridgenorth: Ich will ihn suchen. (Sie geht in das Arbeitszimmer.)

Der Bischof: Ich danke dir, meine Liebe. Sie müssen nämlich wissen, Soames ist mein Kaplan. Sehen Sie, Herr Collins, die große Schwierigkeit der Bischöfe der Kirche von England besteht heutzutage darin: die zahlreichen Geschäfte der Diözese erfordern einen Bischof, der vor allen Dingen ein Geschäftsmann ist und Sitzfleisch zu täglicher sechzehnstündiger Schreibarbeit hat. Aber diese Art Bischöfe hatten zur Folge, daß die geistigen Interessen der Kirche und ihr Einfluß auf die Seele und die Phantasie des Volkes sehr bald zum Teufel gingen —

Edith (abgestoßen): Papa!

Der Bischof: Ich spreche als Fachmann nicht à la Boxer. In der Tat gingen die Bischöfe in dieser Richtung so weit, daß sie bald im Rufe standen, in geistiger Beziehung die dümmsten Menschen des Landes und in geschäftlicher Beziehung die geriebensten zu sein. Ich habe den Ausweg aus dieser Schwierigkeit gefunden. Soames wurde mein Anwalt. Ich fand, daß Soames eine geheimnisvolle romantische Geschichte hatte, und dabei ein fähiger Geschäftsmann war. Sein Vater war ein bedeutender Nonkonformistenprediger, der die Kirche von England beharrlich das „mit Purpur und Scharlach bekleidete Weib" nannte. Soames trat im Alter von fünfzehn Jahren heimlich zum Anglikanismus über. Er sehnte sich, Geistlicher in der Staatskirche zu werden, wagte es aber nicht, weil sein Vater herzleidend war und beständig drohte, tot umzufallen, wenn jemand seine Gefühle verletzte. Ihr habt vielleicht schon bemerkt, daß herzleidende Menschen die Tyrannen des englischen Familienlebens sind. Der arme Soames mußte also Anwalt werden. Als sein Vater starb — durch einen merkwürdigen Zufall voll poetischer Gerechtigkeit, starb er an Scharlachfieber, und die Obduktion ergab, daß er ein vollkommen gesundes Herz hatte — nahm ich Soames zu mir und machte ihn zu meinem Kaplan. Nun fühlt er sich ganz glücklich. Er lebt im Cölibat; fastet streng an Freitagen und die ganze Fastenzeit hindurch; trägt einen langen Priesterrock und ein Barett; und hat mehr Gesetzesangelegen-

heiten zu ordnen als jemals früher in seiner alten Kanzlei am Ely Platz. Und er macht mir freie Bahn zur Verfolgung kirchlicher und gelehrter Dinge, die einem Bischof zukommen.

Frau Bridgenorth (kommt aus dem Arbeitszimmer mit einem Strickkorb zurück): Da ist er. (Sie nimmt ihren Sitz wieder ein und strickt.)

Soames kommt herein im Priesterrock und Barrett. Er grüßt die Gesellschaft, indem er sie mit zwei Fingern segnet.)

Hotchkiß: Nehmen Sie meinen Platz, Herr Soames. (Er tritt ihm seinen Stuhl ab und setzt sich auf die Eichenkiste.)

Der Bischof: Nicht länger Herr Soames, Sinjon. Vater Anthony.

Soames (seinen Platz einnehmend): Ich wurde Oliver Cromwell Soames getauft. Mein Vater hatte dazu kein Recht. Ich habe den Namen Anthony angenommen. Wenn Sie Väter werden, meine jungen Herren, so hüten Sie sich, ein hilfloses Kind mit Ansichten zu bekleben, die es dereinst vielleicht mal verabscheut.

Der Bischof: Hat Ihnen Alice die Art des Dokuments erklärt, das wir hier skizzieren?

Soames: Jawohl.

Lesbia: Das klingt, als ob Sie es mißbilligten.

Soames: Ich habe nicht zu billigen oder zu mißbilligen. Ich verrichte nur die Arbeit, die mir von meinem geistlichen Vorgesetzten zugewiesen wird.

Der Bischof: Seien Sie nicht unbarmherzig, Anthony. Sie müssen uns Ihren besten Rat geben.

Soames: Mein Rat, an euch alle ist: tut eure Pflicht und nehmt das christliche Gelöbnis der Ehelosigkeit und der Armut an. Die Kirche wurde gegründet, um der Ehe und dem Eigentum ein Ende zu machen.

Frau Bridgenorth: Aber wie soll die Welt dann weiter gehen, Anthony?

Soames: Tun Sie Ihre Pflicht und sehen Sie zu. Ihr Geschäft ist Ihre Pflichterfüllung: die Welt im Gang zu erhalten, liegt in höheren Händen.

Lesbia: Anthony: Sie sind unmöglich.

Soames (nimmt die Feder) Sie wollen meinen Rat nicht annehmen. Das habe ich auch nicht erwartet. Nun, dann harre ich eurer Befehle.

Reginald: Der erste Punkt hat uns Schwierigkeiten gemacht. Womit sollen wir beginnen?

Soames: Man fängt gewöhnlich mit dem Vertragstermin an.

Edith: Was heißt das?

Soames: Die Zahl der Jahre, für die er gelten soll.

Leo: Aber das ist ja ein Ehevertrag.

Soames: Soll die Ehe für die Dauer eines Jahres, einer Woche oder eines Tages geschlossen werden?

Reginald: Nein, wahrhaftig, Anthony! Sie sind ärger als der ärgste von uns — einen Tag!

Soames: Vom Pfade abgewichen ist vom Pfade abgewichen. Ein Zoll oder eine Meile: was hat das zu sagen?

Leo: Wenn die Ehe nicht für immer sein soll, will ich nichts damit zu schaffen haben. Ich nenne es unmoralisch, eine Ehe auf die Frist von Jahren einzugehen. Wenn es den Leuten nicht mehr paßt, sollen sie sich scheiden lassen.

Reginald: Eine Ehe sollte genau solange dauern wie die beiden Gatten es mögen. Das ist meine Meinung.

Collins: Da stimmen sie vielleicht nicht überein. Der eine nimmt's sehr genau, der andere nicht.

Lesbia: Ich möchte vorschlagen: für die Dauer des anständigen Betragens des Mannes!

Der Bischof: Angenommen, die Frau beträgt sich nicht anständig!

Frau Bridgenorth: Die Frau kann durch die Ehe alle Gelegenheiten, sich mit einem andern gut zu verheiraten, verlieren. Sie kann doch nicht so vor die Tür gesetzt werden.

Reginald: Und der Mann auch nicht. Was soll aus seiner Häuslichkeit werden?

Leo: Die Frau sollte ihn im Auge behalten, sich gehörig um ihn kümmern und zusehen, daß er es gut hat. Der andere wird sie ja nicht immer in Anspruch nehmen.

Lesbia: Vielleicht ist da kein „anderer".

Leo: Warum um alles in der Welt, sollte sie ihn dann verlassen?

Lesbia: Weil sie's will.

Leo: Oh, wenn die Menschen tun und lassen was sie wollen, so nenne ich das einfach Unmoral. (Sie geht entrüstet zur Eichenkiste und setzt sich liebevoll an Hotchkiß' Seite.)

Reginald (sie bitter beobachtend): Du selbst tust das aber, nicht wahr?

Leo: Oh, das ist ganz etwas anderes. Mach' keine dummen Witze, Rejjy.

Der Bischof: Wir kommen nicht vorwärts. Was sagen Sie, Herr Stadtrat?

Collins: Wie Eminenz sehen, bleiben die Herrschaften dabei, so über die Ehe zu sprechen, als ob alle Ehen gleichen Schlages wären. Aber es gibt beinahe ebenso viele Arten von Ehen wie es verschiedene Arten von Menschen gibt. Da sind die jungen Dinger, die aus Liebe heiraten und nicht wissen was sie tun, und die alten Dinger, die des Geldes, der Bequemlichkeit und der Gesellschaft wegen heiraten. Da gibt es Menschen, die der Kinder wegen heiraten. Da gibt es solche, die keine Kinder haben wollen und nicht geeignet sind, welche zu bekommen. Dann sind da die Leute, die heiraten, weil ihnen vom andern Geschlecht so sehr nachgestellt wird, daß sie der Sache irgendwie ein Ende machen müssen. Dann die, die eine neue Erfahrung machen wollen und die, die mit allen Erfahrungen Schluß machen wollen. Wie können Sie es denen allen recht machen? Sie brauchen da eben ein halbes Dutzend verschiedene Verträge.

Der Bischof: Dann wollen wir sie alle aufsetzen. Wollen der Geschichte ins Antlitz sehen.

Reginald: Warum sollen wir zusammengehalten werden, ob wir nun mögen oder nicht? Das ist im Grunde die Frage, die eigentliche Frage.

Frau Bridgenorth: Wegen der Kinder, Rejjy.

Collins: Selbst dann gnädige Frau, warum sollten wir zusammenbleiben, wenn das alles vorüber ist, gnädige Frau — wenn die Mädchen verheiratet und die Jungen draußen in der Welt und in Geschäften selbständig sind. Wenn man damit fertig ist, so ist die wirkliche Arbeit der Ehe getan. Wenn die beiden Ehegatten dann noch gern beisammen bleiben wollen, mögen sie's tun; aber wenn nicht, so sollen siie auseinander gehen, wie die alten Leute im Arbeitshaus. Sie haben genug von einander gehabt. Sie haben einander raus gefunden. Warum sollen sie zusammengekettet dasitzen, sich angrunzen und verabscheuen und verachten, wie das so viele tun? Wollen wir also schreiben: auf die Dauer von zwanzig Jahren, von der Geburt des jüngsten Kindes an.

Soames: Und auf wie lange, wenn keine Kinder da sind?

Collins: Dann mögen sie nach Gefallen beisammen bleiben oder auseinandergehen.

Frau Bridgenorth: Collins!

Leo: Sie böser alter Mann!

Der Bischof (sich verwahrend): Kind, Kind!

Lesbia: Und wovon soll eine Frau dann leben, wenn sie nicht länger gemocht wird, wie Sie sich ausdrücken?

Soames (mit sardonischer Förmlichkeit): Der Vorschlag lautet also: die Zeitdauer des Vertrages sind zwanzig Jahre, von der Geburt des

jüngsten Kindes an gerechnet, wenn Kinder da sind. Will's jemand anders?

Leo: Ich protestiere. Es muß auf Lebensdauer sein. Es wäre überhaupt gar keine Ehe, wenn sie nicht fürs ganze Leben dauerte.

Soames: Frau Reginald Bridgenorth schlägt auf Lebenszeit vor. Stimmt noch jemand dafür?

Leo: Seien Sie nicht seelenlos, Anthony.

Lesbia: Ich habe einen sehr wichtigen Zusatz vorzuschlagen. Wenn Kinder da sind, muß der Mann bei jedem Kinde für zwei Jahre vollständig aus dem Hause gewiesen werden. Zu solchen Zeiten ist er überflüssig, unwichtig und lächerlich.

Collins: Aber wohin soll er solange gehen, Fräulein?

Lesbia: Er kann gehen, wohin er will, solange er die Mutter nicht belästigt.

Reginald: Und die Mutter soll er allein lassen —

Lesbia: Allein! Mit ihrem Kind. Die arme Frau wird sich nur zu sehr freuen, einen Augenblick für sich zu haben. Nicht abgeschmackt sein, Rejjy.

Reginald: Der Vater soll also als herumwandernder, elender Ausgesetzter in seinem Klub leben und niemanden zu Gesicht bekommen als die Frauen seiner Freunde?

Lesbia (ironisch): Der arme Kerl!

Hotchkiß: Die Frauen der Freunde sind vielleicht die Lösung des Problems; denn ihre Gatten werden auch Ausgesetzte sein, sehen Sie; da werden die armen Damen gelegentlich Sehnsucht nach männlicher Gesellschaft haben.

Lesbia: Es gibt kein Grund, warum eine Mutter keine männliche Gesellschaft haben sollte. Was sie aber bestimmt nicht haben sollte, das ist: ihr Ehemann.

Soames: Sonst noch etwas, Fräulein Grantham?

Lesbia: Ja: ich muß mein eigenes abgetrenntes Haus haben oder einen Teil des Hauses für mich. Boxer raucht: ich kann Tabak nicht vertragen. Boxer glaubt, daß ein offenes Fenster den Tod zur Folge hat, dadurch daß man sich erkältet und der Nachtluft aussetzt: ich muß immer frische Luft haben. Wir können Freunde sein: aber wir können nicht zusammen wohnen: und das muß in den Vertrag aufgenommen werden.

Edith: Ich habe nichts gegen das Rauchen; und was das Oeffnen der Fenster betrifft, was seiner Gesundheit am zuträglichsten ist.

Der Bischof: Wer soll das aber beurteilen, mein Kind? Du oder er?

Edith: Keiner von uns. Wir müssen das tun, was der Arzt befiehlt.

Reginald: Den Arzt soll der —!

Leo (ermahnend): Rejjy!

Reginald (zu Soames): Befolgen Sie meinen Rat, Anthony. In den Vertrag muß ein Paragraph hinein, daß der Arzt in der Sache nicht mitzusprechen haben soll. Es ist schon so schlimm genug für die beiden, miteinander, und nicht gleichzeitig mit ihrem Hausarzt verheiratet zu sein.

Lesbia: Da fällt mir was sehr Wichtiges ein. Boxer glaubt an die Impfung: ich nicht. Es muß also einen Paragraph geben, der mich berechtigt, in solchen Fragen nach eigenem besten Gutdünken zu entscheiden.

Leo (zum Bischof): Die Taufe ist doch wohl beinahe ebenso wichtig wie die Impfung: nicht wahr?

Der Bischof: Ja, gewöhnlich hat man ihr ebenso große Wichtigkeit beigemessen, liebes Kind.

Leo: Na, Sinjon spöttelt darüber: er sagt Taufpaten seien lächerlich. Das Recht der Entscheidung muß mir zustehen.

Reginald: Hör' mal, es sind aber ebensogut meine Kinder wie deine.

Leo: Sei nicht unzart, Rejjy.

Edith: Dann habt ihr alle noch die höchst wichtige Geldfrage vergessen.

Collins: Ah! Geld! Nun kommt's!

Edith: Wenn ich verheiratet bin, hab ich tatsächlich kein Geld, außer, wenn ich mir welches verdiene.

Der Bischof: Das tut mir leid, Cecil, aber eine Bischofstochter ist eine Armemannstochter.

Sykes: Sie glauben doch sicherlich nicht, daß ich Edith, wenn sie meine Frau ist, arbeiten lassen werde. Ich bin kein reicher Mann; aber ich habe genug, ihr das zu ersparen; und wenn meine Mutter stirbt —

Edith: Was für ein Unsinn! Selbstverständlich werde ich arbeiten, wenn ich verheiratet bin. Ich werde dein Haus instandhalten.

Sykes: Oh, das!

Reginald: Das nennen Sie Arbeit?

Edith: Sie nicht? Leo tat es umsonst; und daraus schlossen Sie offenbar, daß es überhaupt keine Arbeit sei. Tut es Ihre gegenwärtige Haushälterin umsonst?

Reginald: Aber als Frau ist das doch ein Teil Ihrer Pflichten.

Edith: Nach diesem Kontrakt hier nicht. Ich will das so nicht haben. Wenn ich das Haus instandhalten soll, erwarte ich von Cecil, daß er mich wenigstens so gut wie eine gemietete Haushälterin bezahlt. Ich will nicht jedesmal zu ihm betteln geh'n, wenn ich ein neues Kleid oder Geld für 'ne Droschke brauche, wie das so viele Frauen tun müssen.

Sykes: Du weißt sehr gut Edie, daß ich dir nichts verweigern würde.

Edith: Dann verweigere mir vor allem nicht meine Selbstachtung und meine Unabhängigkeit. Aus Anständigkeit gegen dich, Cecil, bestehe ich darauf, weil ich mir auf diese Weise ein Kapital schaffen werde, das mir allein gehört; und wenn Slattox gegen dich klagbar wird, wegen irgendeines Ausspruchs, den ich tue, so kannst du die Entschädigung bezahlen und von meinem Gehalt abziehen.

Soames: Sie vergessen, daß er bei einem solchen Vertrag für sie nicht verantwortlich ist, weil Sie danach nicht seine gesetzmäßige Frau sind.

Edith: Einerlei. Das Prinzip ist dasselbe.

Collins (dessen Neugierde erregt ist): Hat Slattox gegen Sie eine Klage angestrengt, Fräulein? Slattox ist mit mir im Stadtrat. Könnte ich das nicht in Ordnung bringen?

Edith: Er hat noch nicht geklagt; aber Cecil behauptet, daß er es tun wird.

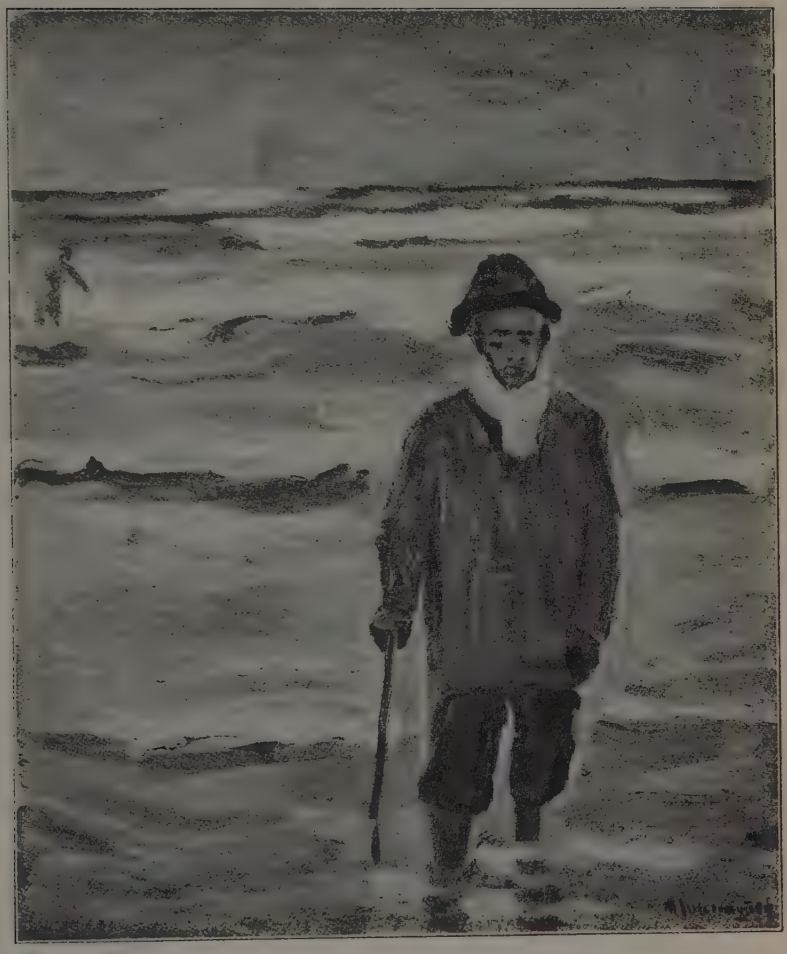
Collins: Darf ich fragen warum, gnädiges Fräulein?

Edith: Slattox ist ein Lügner und ein Dieb; und es ist meine Pflicht, ihn zu entlarven.

Collins: Das überrascht mich, Fräulein. Selbstverständlich ist Slattox in gewissem Sinn ein Lügner. In gewissem Sinn sind wir — ohne zu beleidigen sei's gesagt — alle Lügner, wenn auch nur, um die Empfindungen der andern zu schonen. Aber ich würde Slattox nicht 'n Dieb nennen. Er hat vielleicht etwas von einem alten Ziegenbock; aber man kann schon mit ihm auskommen.

Edith: Wenn das die übliche Art ist festzustellen, daß Slattox absolut ungeeignet ist, zweihundert Mädchen als vollkommene Sklavinnen in seiner Gewalt zu haben, dann will ich ihn bei der nächsten öffentlichen Versammlung auch so bezeichnen. Unter dem Vorwand die armen Dinger zu läutern, bestiehlt er sie um ihren Lohn. Unter dem Vorwand für sie einzukaufen, bestiehlt er sie um ihren Lebensunterhalt. Er lügt, wenn er das ableugnet. Und er macht noch ganz andere Sachen, wie Sie sicherlich wissen, Collins. Deshalb mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich ihn vor ganz England entlarven werde, ohne mich auch nur im geringsten um die Folgen zu kümmern, die das für mich haben könnte.

Sykes: Oder für mich!



MAX LIEBERMANN
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

DER STRANDWÄCHTER / Ölgemälde /

HONORE DAUMIER
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

DIE BETRUNKENEN / Ölgemälde /

Edith: Ich laufe ja die gleiche Gefahr. Nimm an, du würdest es für deine Pflicht halten, Slattox niederzuschießen, was würde aus mir und den Kindern werden? Ich will weiß Gott keinen Menschen erschossen haben, selbst Slattox nicht; aber wenn das Publikum selbst von den himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten nie die geringste Notiz nimmt, ehe jemand totgeschossen wird, was soll man machen als jemanden totschießen?

Soames (unerbittlich): Ich warte auf meine Instruktion wegen des Vertragstermins.

Reginald (ungeduldig, verläßt den Kamin und stellt sich hinter Saomes): Es hat keinen Sinn hier die ganze Geschichte mit allen Einzelheiten durchzuschwätzen. Wir werden hier noch den ganzen Tag sitzen. Ich schlage vor, daß der Vertrag dauert, bis die Interessenten geschieden sind.

Soames: Sie können nicht geschieden werden. Sie sind ja nicht verheiratet.

Reginald: Aber, wenn sie nicht geschieden werden können, ist dies ja noch schlimmer als die Ehe.

Frau Bridgenorth: Ja natürlich. Hört endlich mit diesem Unsinn auf. Wem sollen denn die Kinder gehören?

Lesbia: Wir haben schon festgesetzt, daß sie der Mutter gehören sollen.

Reginald: Zum Donnerwetter, das ist noch gar nicht bestimmt. Ich leg' mich quer in den Weg, wenn meine Kinder mir nicht gehören sollen; und das werden sehr viele Männer auch tun, das sag' ich euch.

Edith: Mir scheint, man sollte die Kinder zwischen den Eltern teilen. Wenn Cecil wünscht, daß eines von den Kindern ausschließlich ihm gehöre, dann soll er mir eine gewisse Summe bezahlen für die Gefahr und die Unannehmlichkeiten, es in die Welt zu setzen — sagen wir das Stück tausend Pfund. Die Zinsen dieses Betrages könnten zur Erhaltung des Kindes dienen, solange wir zusammen leben. Aber die Hauptsumme würde mir gehören. Auf diese Weise erhielte ich wenigstens, wenn Cecil mir das Kind wegnähme, das bezahlt, was es mich gekostet hat.

Frau Bridgenorth (ganz erstaunt ihr Strickzeug niederlegend:) Edith! Hat man jemals so was gehört!!

Edith: Ja, wie willst du es sonst in Ordnung bringen?

Der Bischof: Da gibt's doch so etwas wie ein Lieblingskind. Wie steht es mit dem jüngsten Kind? — dem Benjamin — dem Kind der gereiften elterlichen Kraft und Liebe, das da immer besser behandelt und mehr geliebt wird als die unglücklichen ältesten Kinder, die Früchte jugendlicher Unwissenheit und unreifen Eigen-

sinnes? Wem von den Eltern soll das jüngste Kind gehören, Zahlung hin, Zahlung her?

Collins: Da ist noch eine dritte Partei, Eminenz. Das ist das Kind selbst. Meine Frau hat ihre Kinder so lieb, daß die Dinger sich eigentlich gar nicht selbst gehören. Sie sind alle von zu Hause fortgelaufen, um ihr zu entfliehen. Ein Kind hat nicht so viel Appetit nach Liebe wie ein Erwachsener. Ein wenig davon begleitet es ein gutes Stück Wegs. Kinder mögen eine gute Nachahmung der Mutterliebe lieber als die wirkliche, wie jede Amme weiß.

Soames: Sind Sie denn sicher, daß irgendein Mensch, ob jung oder alt, die richtige Sache ebenso gern hat wie ihre künstlerische Nachahmung? Ist die richtige Sache nicht oft gottlos? Sind die geliebtesten Menschen nicht eher die guten Schauspieler als die wirklichen Schmerzendulder? Fälscht man die Liebe in Romanen und Theaterstücken nicht immer, um sie erträglich zu machen? Ich habe an mir selbst beim Anblick von Heiligenbildern und Gemälden der Mutter Gottes ein großes Entzücken beobachtet! Aber wenn ich jenem fürchterlichen Fluche des Priesterloses verfalle, dem Fluch Josephs, den das Weib des Potiphar verfolgt, bin ich jedesmal entsetzt und abgestoßen.

Hotchkiß: Sprechen Sie jetzt als Heiliger oder als Anwalt, Vater Anthony?

Soames: Das macht keinen Unterschied. Es gibt nicht eine christliche Lebensregel für Anwälte und eine andere für Heilige. Ihre Herzen gleichen einander; und ihr Weg zur Erlösung liegt auf derselben Straße.

Der Bischof: Aber „wenige sind es, die ihn finden.“ Können Sie ihn für uns finden, Anthony?

Soames: Er liegt breit vor Ihnen. Der Weg der Zerstörung ist schmal und gewunden. Die Ehe ist eine Schändlichkeit, und die Kirche wurde gegründet, um sie zu verdrängen und an ihre Stelle die Gemeinschaft von Heiligen zu setzen. Das hat mich jeder Ehevertrag gelehrt, den ich als Anwalt aufsetzte, ebenso wie die göttliche Eingebung. Ihr seid hergekommen, eure Sünde schwarz auf weiß vor euch hinzustellen; und ihr könnt euch nicht über einen einzigen Artikel einigen.

Sykes: Es ist doch wirklich seltsam, daß die ganze Sache in Stücke zu zerfallen scheint, den Augenblick, wo man sie berührt.

Der Bischof: Da sehen Sie, wenn Sie dem Teufel freies Spiel lassen, verliert er seine Partie. Er ist nicht imstande, auch nur den ersten Punkt eines tatsächlichen Vertrages hervorzubringen; ich fürchte, wir können nun nicht länger auf ihn warten.

Lesbia: Dann muß das Land ohne meine Kinder fertig werden.

Edith: Und Cecil ohne mich.

Leo (die Kiste verlassend): Und ich heirate Sinjon positiv nicht, wenn er nicht fähig ist, irgendwie dafür zu sorgen, daß ich mich um Rejjy kümmern kann.

Sie läßt Hotchkiß allein und kehrt an ihren Stuhl zurück, hinter Frau Bridgenorth.

Frau Bridgenorth: Und die Welt geht dann wohl mit dieser Generation zu Ende?

Collins: Ist da gar nichts zu machen, Eminenz?

Der Bischof: Man kann die Scheidung vernünftig und anständig gestalten: das ist alles.

Lesbia: Dafür danke ich. Wenn man nur die Ehe vernünftig und anständig gestalten wollte, kann man es mit der Scheidung halten wie man will. Meine tiefsten Einwände gegen die Ehe habe ich nicht ausgesprochen und habe auch nicht die Absicht es zu tun. Es gibt gewisse Rechte, die ich niemandem über mich einräumen würde.

Reginald: Na, ich finde es recht hart für einen Mann, seine Frau jahrelang zu unterstützen und die Gelegenheit, ein wirklich gutes Weib zu bekommen, verlieren zu müssen und dann noch ihre Weigerung, seine Frau zu werden, einstecken zu können.

Lesbia: Ich habe nicht die Absicht, mit Ihnen darüber zu streiten, Rejjy. Wenn Ihr Sinn für persönliche Ehre Sie nicht zur Vernunft bringt, wird Sie nichts dazu bringen.

Soames (unerbittlich): Ich warte noch immer auf meine Instruktion.

Sie sehen einander an, jeder auf den andern wartend, daß er etwas vorschlage. Schweigen.

Reginald (ratlos): Ich glaube, schließlich ist die Ehe doch besser als — nun, als die übliche Verlegenheit.

Soames (wendet sich grimmig an ihn): Mit welchem Rechte können Sie das behaupten? Sie wissen doch, daß die Sünden, die diese unglückliche Nation verheeren und zum Wahnsinn bringen, im Ehestand begangen werden.

Collins: Die Ledigen können sich's eben nicht leisten, ihren Neigungen genau so zu fröhnen wie die Verheirateten.

Soames: Fort damit, sage ich. Ihr habt die Befehle eures Herrn gehört, befolget sie.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

500 Millionen sollen der Börse entzogen sein, nämlich durch die großen Subskriptionen, und diejenigen, welche überhaupt an gewaltige Summen innerhalb unseres täglichen Effektenverkehrs glauben, entrüsten sich nunmehr über die Seehandlung. Angeblich hätte diese unrichtig disponiert, weil die Bareinzahlungen für jene Zeichnungen erst so langsam zurückfließen. In Wahrheit waren ja aber auch viele, wie dies hier vorher geschildert wurde, gar nicht der Meinung, daß es mit dem Rückfluß diesmal so rasch gehen werde. Vor allem scheinen doch unsere neuen 3½ proz. noch keineswegs genommen zu sein, so daß die Banken selbst einstweilige Besitzer bleiben. Die Spekulationskurse hat jedoch das etwas teuerere Geld kaum beeinflußt, trotzdem man sogar Ultimosätze bis zu 4 Proz. voraussah. So hoch stiegen auch die Kurse noch nicht, daß jeder Abschluß in Bank- oder Bergwerksaktien einen ungewöhnlich großen Betrag erforderte. Wenn aber Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika im freien Verkehr auf über 1000 Proz. emporschnellten, so kann dies doch nur immer wenige Stück betreffen. Im ganzen ist die Lebhaftigkeit der deutschen Börsen nicht mehr zu unterdrücken, sie besteht fort, auch ohne die stürmischen Impulse von erst kürzlich verflossenen Tagen. Ebenso hat sich der Optimismus bezüglich unserer Industrie nicht gemindert, trotzdem die maßgebenden Metallfirmen fortgesetzt behaupten, daß nach ihrer sehr guten Fühlung mit der Fabrikation der Stillstand noch weiter anhalte. Auf Montanaktien hat nicht einmal der neue Geldbedarf der Harpener Gesellschaft ungünstig gewirkt, wahrscheinlich, weil sowohl die Großen, als auch die Kleinen jetzt an etwas Wichtigeres zu denken haben. Es betrifft dies die Richthofenschen Anträge bezüglich schwerer Belastungen des ganzen Bank- und Börsenwesens. Anfangs in ihrer buchstäblichen Formulierung wurden diese Anträge als abenteuerlich belächelt. New York hatte gerade den Tod des edlen Mr. Rogers, der rechten Hand Rockefellers, mit einer wohlverdienten Hausse begrüßt, und auch bei uns wollte man sich solchen Kursfreuden nicht entziehen. Schließlich tauchte aber wieder jenes Richthofensche Gespenst auf, und nun wurden die meisten ängstlich. Gewiß würde z. B. eine Kotierungssteuer selbst bei der Diskontogesellschaft nur 400 000 M. ausmachen, also nur ¼ Proz. von der Dividende, allein wir haben mit den Konservativen zu schlimme Erfahrungen gemacht. Fast stets, wo sie bei derartigen neuen Gesetzen den Schutz der mittleren Vermögensverhältnisse versprachen, sind sie bald auch zu den ärgsten Rücksichtslosigkeiten selbst gegenüber den geringsten Umsätzen und Abschlüssen vorgeschritten. Einstweilen dürften sich Angst und Hoffnung wegen dieser Dinge aus unserer Allgemeintendenz nicht streichen lassen.

* * *

Ein neuer Zankapfel dürfte bald aus der angeblichen Verständigung wegen der Orientbahnen erwachsen. Man sollte es kaum glauben, wie das bislang so wohlakkreditierte Bulgarien seit seiner finanziellen Bevormundung durch Rußland an Solidität und Geschäftsauffassung gelitten hat. In Sofia hat man sich nämlich entschlossen, das gesamte rollende Material der Gesellschaft zurückzugeben. Aber wann? „Sobald der nötige Ersatz vorhanden ist!“ Alsdann, also für eine Zeit, die noch ganz unbestimmbar bleibt, wollen die Herren für Abnutzung 2 Millionen Francs zahlen. Wie kann aber die Gesellschaft eine Entschädigung anzunehmen gewillt sein, für einen Schaden, den sie unmöglich schon heute einschätzen kann. Es werden eben neue Schwierigkeiten daraus entstehen. — Als England auf dem Wiener Kongreß die seinerzeit den Dänen entführte Flotte zurückzugeben versprach, erfüllte es auch sein Versprechen. Nur, daß jene Schiffe ganz verfault vor Kopenhagen wieder anlangten, weil die Engländer dieselben in ihren Häfen liegen gelassen hatten. Wer weiß, ob die Orientbahnen bessere Er-

fahrungen mit den Bulgaren machen, wenn sie nach Jahr und Tag ihr Material zurückerhalten, und dazu winzige zwei Millionen.

* * *

Präsident Havenstein trug die Fahne voran, als es in unserem Parlamente galt, die Reichsbankaktionäre gegen eine Gewinnverkürzung zu schützen. Ob ihm dies noch oft wieder gelingen wird, in Jahren, wo Deutschland sich gar nicht genug Einnahmequellen verschaffen kann, bleibt freilich eine andere Frage. In ihrer gemischten Eigenschaft eines Dividenden- und eines Anlagepapieres bietet die Reichsbankaktie den Kapitalisten mehr eine Spezialität, als ein Leckerbissen. Denn für ein Anlagepapier ist ihre Marktgängigkeit überaus beschränkt, und für eine Aktie fehlt ihr der nahezu unbegrenzte Geschäftskreis der anderen Kreditbanken. Ihre fast einzigen Erträgnisse neben dem Giroverkehr fließen aus Wechsel und Lombard, hängen also ganz überwiegend vom Zinsfuß ab. — Wozu noch kommt, daß unsere Großbanken zusammen jetzt in ihren Portefeuilles mehr Dreimonatsdiskonten für ihre Kundschaft halten, als dies der Reichsbank möglich ist. Damit stehen wir natürlich noch immer gegen Frankreich zurück, wo wohl allein schon der Credit Lyonnais mehr Wechsel, als die Banque de France aufweist. Als zur Besiegelung der deutschen Einheit aus der Preußischen Bank eine Reichsbank wurde, glaubten selbst die Abgeordneten, welche damals der beratenden Kommission angehörten, daß die bald darauf eintretenden Kurssteigerungen ungerechtfertigt seien. Sie hatten sich aber, und zwar auf Dezennien hinaus, geirrt, da unsere ersten Institute, die Diskontogesellschaft ausgenommen, erst allmählich zu einer Macht, und zu einer — geschlossenen Macht gelangten. Heute steht aber der Kurs ganz auffallend niedrig, indem dabei unter Zugrundelegung der letzten dreijährigen Dividenden noch eine Rente von $5^7/_8$ Prozent bleibt. Keine der anderen großen Bankaktien rentiert so hoch, so daß offenbar das kaufende Publikum hier Ansprüche stellt, wie an schwankende Industriewerte. Ueber diesen Umstand nachzudenken, der sich bei den leitenden Notenbanken z. B. in London und Paris auch nicht annähernd wiederholt, würde sich eher verlohnen, als über die Nützlichkeit (!) einer Verstaatlichung der Reichsbank. Diese bis zum Ueberdruß wiedergekäute Theorie, die wahrscheinlich einen ewigen Frieden voraussetzt, würde natürlich von keiner irgendwie gearteten Regierung verwirklicht werden. Auch die extremsten Minister würden dann entweder zuviel Pflichtgefühl, oder zuviel Furcht vor ihrer Verantwortung haben.

* * *

Offenheit ist wirksamer als Höflichkeit, wie jetzt unser Botschafter in Washington nach seiner Bankettrede im Amerikanischen Fabrikantenverbande gespürt hat. Graf Bernstorff gab sich in den schönsten, europäischen Worten aus, um seine Hoffnungen auf einen Deutsch-Amerikanischen Handelsvertrag noch für den Winter darzulegen. Dann erhob sich aber der zurzeit noch „unübertünchte“ Mr. Fowler vom Hause der Repräsentanten und zerstörte diejenigen Hoffnungen Bernstorffs, an die dieser wohl selbst kaum geglaubt hatte. Vielleicht wäre in einer so großen Arena ein Diplomat von Bismarckscher Aufrichtigkeit nutzbringender gewesen, der ja auch nur offenherzig zumeist mit Vorbedacht war. Denn immerhin gibt es noch in der Union zahllose Wähler und Konsumenten, die Gegeninteressenten der Schutzzollpolitik sein müssen. Alles, was Mr. Fowler unter sichtlich höchster Beachtung erwiderte, kann vor einer gründlichen Kritik nicht Stich halten. So besonders sein Satz, daß der Binnenhandel der Union von 25 Milliarden wichtiger sei, als die 10 Milliarden Außenhandel. Wo steht denn aber geschrieben, daß entweder nur der eine oder der andere Handel als möglich gilt? Und seit wann sieht man den Verdienst im eigenen Lande, der doch nur ein Roulieren und kein Einströmen des Geldes zu bedeuten vermag, als eine wirkliche Vermehrung des Volkswohlstandes an? Eine solche Vermehrung kann doch nur von außen erfolgen! In diesem Sinne pflegt ja auch die Statistik bei Aufnahme des sogenannten Nationalvermögens den Besitz der Kapitalisten an vaterländischen Papieren auszulassen, da hier das eigene Land zu Zins verpflichtet bleibt. Selbst in dem demonstrativen Hinweise auf

das deutsche Schutzzollsystem, das ja leider recht vorbildlich geworden ist, irrt sich unser Yankee. Dieses ist 1879 nicht zur Förderung der heimischen Industrie geschaffen worden. Vielmehr gebrauchte der Altreichskanzler für unsere Wehrhaftigkeit viel Geld und und konnte die neuen Belastungen der großen Gebrauchsartikel nur unter der Bedingung durchsetzen, daß er den Industriellen die Schutzzölle gewährte. Damals verwandelte sich das Foyer des Reichstages bekanntlich in eine Börse, wobei die Menschenachtung Bismarcks gewiß nicht sonderlich stieg. Seine nahezu religiösen Ueberzeugungen von der Echtheit der neuen Politik wurden daher erst im Laufe des Kampfes so feuervergoldet. Genau so ist es auch seinerzeit in der Union gewesen, wo man einen strengen Protektionismus erst nach Beendigung des Bürgerkrieges einführte, während deutsche Märchendichter von der Beeinflussung durch deutsche Nationalökonomen noch heute erzählen. Tatsächlich wollte das amerikanische Volk nach Niederwerfung des Südens die bis ins Ungeheure angewachsene Staatsschuld rasch tilgen, und scheute deshalb keine noch so drückenden Zollbestimmungen, nur um den Goldschatz auf dem Kapitol alljährlich enorm zu vermehren. Die Profite und Monopole der Großindustriellen entstanden dann erst im Verlaufe jenes extremen Zollsystems und werden natürlich zugleich auf wissenschaftlichem Wege zu verteidigen versucht. — Einstweilen dürften auch zum Schaden Deutschlands jene Trustgewaltigen noch die Herrschaft in Händen behalten.

Von der Notwendigkeit der Chauvinisten.

Von Johannes W. Harnisch.

Wer nicht Literaturgeschichte studiert hat, dem ist von Christian Ludwig Liskow höchstens der Titel einer kleinen Satire „Von der Notwendigkeit der schlechten Skribenten“ bekannt. Man dürfte sie ruhig einmal nachlesen; denn der satirische Einfall ist artig genug: Liskow rechnet sich selbst unter die schlechten Schreiber und elenden Skribenten und deduziert nun als einer von ihnen, wie nötig sie für Buchdruckerey und Buchhandel („Ich habe nach einer genauen Ausrechnung gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefähr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brodt nicht haben.“), für die guten Skribenten als Folie und Stichblatt und schließlich für das ganze menschliche Geschlecht sind. Das wird mit mancher witzigen, mancher platteren Ausführung begründet. Das Ganze liest sich auch heute noch recht amüsant und ist vor allem interessant vom Standpunkte der Vergleichung: Der schlechten Skribenten gibt's noch heute genug; aber die polemische Literatur der guten Schreiber gegen sie (die noch Lessings Lebenswerk zum guten Teile ausmacht) ist so gut wie verschwunden.

Der viel umgetriebene Wittenburger Pastorensohn hatte ein sehr ernsthaftes Ziel vor Augen, als er sein Satirlein von der Notwendigkeit der schlechten Skribenten schrieb. Das mag die erst unbewußte, dann bewußt beibehaltene Anlehnung im Titel entschuldigen. Denn ich will keine Satire schreiben, sondern meine es ganz ernst. Liskow rechnet sich scherzhaft unter die schlechten Skribenten und bekämpft sie, indem er ihre Notwendigkeit zu erweisen vorgibt. Ich muß mich ehrlicherweise sehr ernsthaft unter die Zahl der Chauvinisten rechnen, und meine Absicht, ihre Notwendigkeit zu erweisen, ist keine vorgegebene. Darum bedarf die Anlehnung in der Ueberschrift der Entschuldigung und der Verwahrung.

Das Wort „Chauvinist“ stammt aus Frankreich. Jean Chauvin, den die Gebrüder Cogniard in ihrem Lustspiele „La cocarde tricolore“ auftreten lassen und damit der gebildeten Welt als Typus schenkten, findet sich schon früher als stehende Figur auf volkstümlichen Zeichnungen, namentlich zur Zeit der hundert Tage, und vertritt dort den Nichts-als-gloire-Standpunkt der grrrande armée. Noch Büchmann definiert den Chauvinisten als einen, „der übertriebene und lächerliche Ansichten über Vaterlandsliebe und Krieg hat“. Aber, wie das so geht, aus dem Schimpfnamen wird allmählich ein Parteiname. Wenn man heute von den französischen Chauvinisten spricht, so ist der Unterklang von Lächerlichkeit

und Uebertreibung kaum mehr zu spüren. Es ist einfach eine andere Bezeichnung für das Wort „Nationalisten" geworden.

In die deutsche Parteienbezeichnung hat sich das Wort wenig eingebürgert. Hier sagt man „Alldeutsche" (auch wenn man gar nicht „all"-deutsche Verfechter des Nationalitätsprinzips meint), fügt oft das Epitheton „wüst" hinzu, oder sagt „Nationale" und setzt das Wort sorglich in Anführungsstriche. Beide Bezeichnungen sind wenig glücklich. Als Eigennamen für sich selbst verwenden die so Gesonnenen jetzt gern die Bezeichnung „Entschieden-Nationale". Doch ist auch dieser Ausdruck noch ziemlich schlecht umgrenzt. Die von mir verwandte Bezeichnung „Chauvinist" ist geläufiger und gibt ein klareres Bild. Zumal für den, der es von außen betrachtet. Und Zweck dieser Zeilen ist ja gerade die Betrachtung von außen: Ich möchte nachweisen, daß auch der Nicht-Chauvinist von der Notwendigkeit der Chauvinisten sich überzeugt halten soll, anstatt sie als überspannt und deshalb schädlich und lächerlich zu brandmarken oder — je nach Temperament — mit einem Achselzucken abzutun.

Daß die nationalen Impulse im deutschen Volke nicht allzustark sind, dürfte allgemein zugegeben werden. Woher das kommt, dürfte gleichfalls keiner Erörterung bedürfen. Ein in hundert Staaten gespaltenes Volk, das jahrhundertelang in ständiger Selbstzerfleischung aus eigener Kraft und mit fremder Hilfe begriffen war, kann naturgemäß kein nationales Gefühl von der Stärke haben wie ein seit fast ebenso viel Jahrhunderten einheitliches, stets im bewußten und oft im betonten Gegensatze zum Festlande stehendes Inselvolk. Möglich auch, daß die Blutmischung des Deutschen nicht überstarke Widerstandskraft gegenüber fremdnationalen Einflüssen besitzt. Einzelerfahrungen, so die mit den Siebenbürger Sachsen und den baltischen Deutschen, scheinen das Gegenteil zu beweisen. Doch ist ebensowohl denkbar, daß es sich hier um erst in der neuen Heimat erworbene Eigenschaften handelt; was bei der kulturellen Ueberlegenheit, die die Balten und die Siebenbürger Sachsen über die fremdblütigen Mitbewohner von Anfang besaßen (und jetzt noch besitzen), leicht möglich ist und durch die entgegengesetzten Erfahrungen mit den Deutsch-Polen bestätigt zu werden scheint.

Woher aber auch zu erklären, jedenfalls ist der geringe Nationalsinn des Deutschen eine Tatsache. Man braucht, um sie zu erkennen, gar nicht außer Landes zu gehen und z. B. in den Vereinigten Staaten die „rein-englischen" Abkömmlinge deutscher Einwanderer zu studieren. Man braucht nicht einmal in den Osten Deutschlands zu gehen und sich die echtpolnische Namensliste der Biedermann, Szulz, Myllerski und ähnlicher Familien zu betrachten. Solche Einzelabfälle von der eigenen Nation kommen schließlich überall vor. Und wir haben echt deutsche Browns, Nawrockis, Douglas und Fontanes schließlich auch. (Freilich: in viel geringerer Zahl; und fast immer aus ganz bestimmt nachweisbaren Gründen. Immerhin, so einleuchtend zumal der zahlenmäßige Unterschied ist, eine verläßliche Statistik fehlt meines Wissens; und sie erst doch hätte volle Beweiskraft.)

Man kann sich an ganz allgemeine Erscheinungen halten: Nirgends in der Welt gibt es einen so international getönten Klerikalismus wie bei uns. Die Katholiken sind bei uns in der Minorität und können sich deshalb den Luxus eines internationalen Zentrums leisten? Richtig. In viel größerer Minorität sind sie aber noch in England. Und von internationalen Velleitäten der englischen Katholiken hat man nie etwas gehört. Nirgends in der Welt gibt es eine so antinational gefärbte Sozialdemokratie wie bei uns (nicht einmal im kreißenden Rußland). Nicht nur Frankreich, England, die Vereinigten Staaten, Australien sind hierin besser daran; auch wo, wie in Spanien und Italien, die Sozialdemokratie viel weniger gesittet bürgerlich, viel mehr revolutionär, anarchistisch, konspiratorisch ist, hat sie überall eine ausgesprochen nationale Färbung. Die Anhänger des deutschen Zentrums und der deutschen Sozialdemokratie zusammen bilden aber die Majorität der deutschen Wähler. Und da ist denn doch zu sagen: wenn fünfeinhalb Millionen deutscher Wähler international zu denken programmatisch verpflichtet sind, dann ist es kein Uebel, sondern ein unbedingtes Erfordernis, daß hunderttausend oder vielleicht auch ein paar hunderttausend deutscher Wähler hypernational denken. (Ich sage:

hypernational; denn ich spreche nicht von mir aus.)

Ich stelle mich auf den Standpunkt des saturierten Nationalliberalen oder Konservativen und sage: „Die Entwicklungslinie eines Staates ist die Resultante aus den verschiedenen Kräften, die ihn angreifen. In der Ebene Nationalpolitik greifen auf der einen Seite Zentrum und Sozialdemokratie mit dem dumpfen Massengewicht ihrer fünfeinhalb Millionen Stimmen an; mit dem natürlichen Effekt, den Staatskarren links in die internationalen Sumpfniederungen hineinzuziehen. In der Mitte greift die Masse der ruhig vaterländisch Gesonnenen mit der Kraft von vier Millionen Stimmen an. Die Resultante aus diesen beiden Kräften würde den Karren zwar nicht geradeswegs, aber doch schief in den internationalen Sumpf hineinführen. Gerade also, wenn der Karren auf der geraden Bahn vorwärts gehen soll, die ich für richtig halte, muß rechts eine andere Kraft noch einsetzen. Eine Kraft, die für sich allein den Staatskarren ins unwegsame Gestrüpp des Hypernationalismus hineinführen müßte. Die, gäbe es nur sie und mich auf der deutschen Welt, den Karren schräg da hinein führen würde. Die aber, da links die internationale Kraft angreift, diese zu paralysieren imstande ist und mit ihr zusammen eine Resultante liefert, die ziemlich genau die von mir als richtig angesehene Bahn verfolgt. Gäbe es also keine deutschen Chauvinisten, so würde ich sie erfinden müssen. Da es aber welche gibt, werde ich mich wohl hüten, sie allzuschroff zu bekämpfen. Ihr Elan und ihre geistige Regsamkeit müssen ja das ersetzen, was ihren vielleicht Fünfhunderttausend (sehr gut gerechnet) an Wucht gegenüber den fünfeinhalb Millionen, die nach links ziehen, abgeht.“ . . . So ähnlich, dünkt mich, müßte ein verständig überlegender Nationalliberaler oder Konservativer oder auch Freisinniger sprechen.

So ähnlich: Jedes Bild ist schief. Und ein Bild, das ein so tausendfach kompliziertes Ding wie das Leben eines Staates und die Gesetze seiner Entwicklung mit ein paar Strichen festlegen will, ist notgedrungen am schiefsten. Und niemand irrt mehr, als wer sich einbildet, in einem solchen Bilde eine Formel gefunden zu haben, mit der er die Einzelfälle praktisch ausrechnen kann. Der Wert eines solchen Bildes kann kein anderer sein als der, den beispielsweise eine Landkarte der Jahresdurchschnittstemperaturen hat. Eine solche Karte ist immer falsch, wenn man sie vom Augenblick aus betrachtet: Es hat nie einen Moment gegeben und wird nie einen Moment geben, zu dem die dort eingezeichneten Temperaturzahlen und -linien tatsächlich diese Höhe hätten, diesen Verlauf nähmen. Trotzdem ist die Karte richtig, weil sie den richtigen Durchschnitt angibt. Ein Weiteres kommt noch hinzu: Wer nur die Temperaturkarte von Deutschland kennt, wird sich nicht einbilden, Deutschland zu kennen. In der Politik ist oft oder meist das Gegenteil der Fall. Wer sich nur ein Bild von ihr gemacht hat, freut sich des Errungenen und glaubt, nun die ganze Politik danach beurteilen zu können. Der Verständige wird sich demgegenüber vor Augen halten, daß er, um zur Kenntnis zu gelangen, ebenso noch die physikalische und politische und geognostische und hundert andere Karten und Kärtlein studieren muß. Daß auch das noch nicht genügt: daß er ferner noch der lebensvollen Beschreibung und der lebendigen Anschauung bedarf, um zu einer einigermaßen richtigen und vollständigen Auffassung zu gelangen.

So also meinte ich das Bild und so den Aufsatz. Und glaube demnach, daß man auch noch sehr andere Faktoren in die Betrachtung einziehen und ganz andere Bilder entwerfen kann, ohne damit das Mindeste gegen die Richtigkeit dieser Betrachtung zu sagen. Die geognostische Karte zeigt nun einmal ganz andere Farben, Linien und Flecke als die isothermische. Und nur, wer die eine oder die andere von ihnen als allein richtig und maßgebend ansieht, ist im Irrtum. Ist es aber auch gründlich.

Klassensysteme.

Von Dr. Karl Wilker.

Es entstand eine gewisse Unruhe im Preußischen Abgeordnetenhaus, als der Abgeordnete Dr. Heß merkwürdige Klassifizierungsgeschichtchen aus Essen zu vermelden hatte. Man wollte das nicht wahrhaben: A-Klasse, B-Klasse; 500 000 M. Vermögen, weniger Reichtum; Reserveoffiziere, simple Bürger; Aristokratie, Plebs. Allerdings alles

Gegensätze, die zu beachten man in einem königlichen Gymnasium nur guten Grund hatte. Das Verfahren ist vielleicht nicht ganz so einfach, wie das, in überfüllten Klassen die Schüler zu trennen nach dem Alphabet, nach geistigen Fähigkeiten, nach Alter oder Entwicklung. Aber es geht: man scheidet sie nach des Vaters Geldbeutel, wahrt, fördert und belebt den Kastengeist und Pennalismus — und ist froh dabei, bis . . .

. . . so ein Landtagsabgeordneter redet. Und nun sieht sich das hohe Kultusministerium gezwungen, zu gestehen: id est! Freilich bleibt es unbegreiflich, wie diese merkwürdige Klassifizierung unentdeckt bleiben konnte, während man doch sonst im Preußen-Deutschland nicht mit Inspektionsreisen zu kargen pflegt. Oder sollten königliche Anstalten davor sicher sein?! Seltsam, seltsam . . . Und diese treffliche Lehrerschaft! Man könnte argwöhnen, daß sie sich nur aus Alten Herren vornehmster Korps zusammensetzt. Eine traurige Blamage bleibt oder wird es für alle „akademisch gebildeten" Lehrer, daß es vorkommen konnte, daß Leute ihrer Art eine solche unsoziale, volksverderbende Wirtschaft mitmachten und förderten. Dabei zetern gerade diese Herren vielleicht über die „volksverderbende rote Gefahr". Und sind einfältig genug, gar nicht zu ahnen, wie sehr sie den Klassenhaß begünstigen. Aber sollte man nicht froh sein über diese kommende Generation, die niemals mit den Handwerkers-, Kaufmanns-, Volksschullehrers-Kindern dieselbe Schulbank drückte! die niemals die Not sah! die vor der Gefahr des Sozialismus bewahrt blieb! Sollte man nicht!? Man müßte eine Komödie darüber schreiben, wenn die Sache nicht so unendlich traurig wäre, wenn man bedenkt, was man unter dieser Essener Gymnasialjugend gesündigt hat, indem man sie lehrte: nicht nach deinen Fähigkeiten, nach deines Vaters Vermögen wirst du bewertet.

So lange derlei vorkommen kann, bleibt der Gedanke an ein einziges großes Volk eine Utopie. Und nur der Klassengegensatz und der Klassenkampf wird verschärft.

Die „Konkurrenz" der Frau.

Von Dr. Käthe Schirmacher.

„Konkurrenz" bedeutet wörtlich „Mittlaufen", d. h. Mitbewerb, Wettbewerb. Die Konkurrenz ist eine Hauptquelle des Fortschritts. Trotzdem lieben wir unsern „Konkurrenten" nicht. Ueber die „Konkurrenz" der Frau klagt, als Gesamtheit der Mann. Und zwar über ihre Konkurrenz im außerhäuslichen Beruf. Denn das Axiom, das die Stellung der Geschlechter entscheiden soll, lautet: die Frau gehört ins Haus. Aus diesem Grunde betrachtet der Mann, der die Konkurrenz des Mannes als, zwar unbequem, aber unvermeidlich hinnimmt, die Konkurrenz der Frau, als unnatürlich . . . ungerecht fertigt. Er begegnet ihr mit Unverständnis und Bitterkeit.

Wir haben also zuerst das Axiom: die Frau gehört ins Haus zu prüfen. Dabei sinkt es von seiner Höhe und fällt in Stücken. Stets und überall hat die Frau außerhäusliche Berufe getrieben. Nie war die Gesamtheit des weiblichen Geschlechts im Hause versorgt. Dies aber müßte der Fall sein, will man die außerhäusliche Berufsarbeit der Frau als ungebührlichen Eingriff in Männerrechte hinstellen. Stets und überall, seit den ersten Anfängen der Arbeit, d. h. der Kultur, hat die Frau das Land gebaut, Lasten getragen, Gewerbe und Handel getrieben, war sie Aerztin, Priesterin, Lehrerin, Fürstin.

Wer dieses zugibt, pflegt dann zu sagen: Gut, die Frau mag außerhäuslich arbeiten, sie soll jedoch keine Männerberufe treiben. Die Begriffe „Männerberuf" und „Frauenberuf" sind aber keine feststehenden Begriffe. Stets und überall fanden und finden wir Frauen in den „männlichen" Berufen, als Soldaten (ich erinnere an die Amazonen, die weibliche Leibgarde des Königs von Dahomey, die weiblichen Soldaten der napoleonischen Feldzüge) als Matrosen, Schiffer, Fischer, gelegentlich als Kapitäne, als Lokomotivführer (Vereinigte Staaten), Kutscher, Autolenker, Luftschiffer. Und wir fanden und finden Männer in „weiblichen" Berufen als Köche und Schneider. Wenn der Mann sich am männlichsten fühlt, als Soldat, fegt, putzt, wäscht und kocht er — wie nur je eine Hausfrau.

Was ein Männerberuf, was ein Frauenberuf, ist gar nicht endgültig festzulegen: Feldarbeit, die in ganz Europa auch als Frauenarbeit gilt, ist in Australien und den Vereinigten Staaten ausschließliche Männerarbeit. Die moderne Technik ihrerseits verschiebt diese Grenze dauernd: der landläufige Schuster war und ist ein Mann, die Schuhfabriken aber verwenden immer mehr Frauen. Der Beruf des Arztes, ursprünglich ein Hauptfrauenberuf, mußte von den Frauen im 19. Jahrhundert mühsam zurückerobert werden. Die Mädchenerziehung, der Frau eigenster Beruf, ist gerade in Deutschland über Gebühr zum Männerberuf geworden usw.

Aber der Mann macht die schwere Arbeit, heißt es dann. Wirklich? Dann müßte er der Frau sehr viele Hausarbeit abnehmen. Scheuern, Waschen, Kohlentragen, Stiefelputzen, Kochtöpfe und Marktkörbe schleppen, Kindertragen, Nachtwachen und häusliche Krankenpflege sind schwere körperliche Arbeit. Und im außerhäuslichen Beruf: Bergwerkarbeit, Ziegelmachen, Erdekarren, Mörtel- und Ziegeltragen, Kohlen- und Schlackenkarren, Zementöfen ausputzen; die Arbeit in den Rübenfeldern, das Kartoffelhacken, die Erntearbeit; die Heimarbeit mit ihrer 14 bis 16stündigen Arbeitzeit um Hungerlöhne; endlich die Häufung von häuslicher und außerhäuslicher Berufstätigkeit sind schwere, sehr schwere körperliche Arbeit, die gleichwohl der Frau, bis zum Erliegen, aufgebürdet wird. Diese schwere, meist ungelernte oder wenigergelernte und deshalb schlecht bezahlte Arbeit beneidet aber niemand der Frau, hier läßt der Mann sie gewähren. In diesen Berufen klagt er nicht über ihre „Konkurrenz". Von „Konkurrenz" der Frau wird nur da gesprochen, wo gelernte, d. h. besserbezahlte Arbeit und höherbezahlte Stellungen in Frage kommen. Denn die gelernte, gutbezahlte Arbeit betrachtet der Mann als sein Eigentum. So haben sich in allen Ländern die Schriftsetzer gegen das Eindringen der Frau in ihren Beruf gewehrt. Desgleichen die organisierten Handlungsgehilfen. Desgleichen die deutschen Volksschullehrer und Oberlehrer gegen die Volksschullehrerin, Rektorin, Oberlehrerin und Direktrice. England läßt heute noch keine weiblichen Anwälte zu; Baden hat sie soeben mit Hinsicht auf „die Ueberfüllung des Anwaltsberufs" (der als ein Männermonopol gilt) abgelehnt. Eine Umfrage an deutschen Hochschulen, die Befähigung der Frauen zum Studium betreffend, ergab, daß vor etwa 15 Jahren die Theologen sie für Jura befähigt hielten, die Juristen für Theologie usw. Der eigene Brotkorb wurde von vielen mit einem Drahtgitter umgeben.

Was befürchteten nun die Schriftsetzer, Handlungsgehilfen, Lehrer, Oberlehrer, Professoren und Anwälte vom Eintritt der Frauen in den Beruf?

Ein stärkeres Angebot von Bewerbern, ein Angebot von zum Teil minder vorgebildeten oder anspruchsloseren Bewerbern, d. h. eine Lohnerniedrigung, eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen.

Diese Befürchtung ist gerechtfertigt und natürlich. Nicht minder gerechtfertigt und natürlich ist aber das Vordringen der Frau. Hier stehen zwei elementare Rechte gegeneinander. Die erste Frage, und sie entscheidet, heißt: Ist die Frau fähig, solche Arbeit zu leisten?

Die zweite: ist sie solcher Arbeit bedürftig?

Die dritte: ist sie für solche Arbeit vorgebildet?

Ueber die Fähigkeiten der Frau auf Gebieten, die ihr bisher verschlossen, darf niemand sich heute ein Urteil anmaßen. Wir kennen die Fähigkeiten der Frau nicht. Unter ganz anderen Bedingungen aufgewachsen als der Mann, hat sie sich auch nach einer anderen Richtung entwickelt. Hier kann nur die Erfahrung gegründete Anschauungen geben. Soweit man den Frauen bisher entgegenkam, soweit haben sie sich auch bewährt, im Handel, im Gewerbe, in den liberalen Berufen, der Sozialpolitik und Politik. Ist die Frau erweiterter Arbeitsgebiete bedürftig? Ganz überaus. Hier liegt die wirtschaftliche Triebkraft ihres Konkurrenzkampfes: Sie muß leben. Wir haben heute in Deutschland von 18 Millionen erwachsener Frauen (über 18 Jahren) nur noch 9 Millionen verheirateter Frauen; von den übrigen neun Millionen sind zwei Millionen verwitwet und sieben Millionen ledig. Die meisten dieser nicht verheirateten Frauen sind auf ihre

eigene Arbeit angewiesen, d. h. sie müssen sich einen außerhäuslichen Beruf suchen. Nach der letzten Statistik sind in Deutschland neun Millionen Frauen außerhäuslich erwerbstätig. Was soll uns also das alte Axiom: die Frau gehört ins Haus? Es ist ja für 50 Proz. der deutschen Frauen nicht mehr wahr. 50 Proz. unserer Frauen müssen sich vor, in oder nach der Ehe selbst versorgen. Die Ehe ist für Millionen deutscher Frauen überhaupt keine wirtschaftliche Versorgung mehr und für weitere Millionen eine nicht lebenslängliche Versorgung. Auch im Leben der Frau wird die Ehe heute eine Episode. Wo solche Zahlen und solche Faktoren sprechen, wo ein wirtschaftlicher Zwang und eine große soziale Entwicklung vorliegen, ist mit dem Schlagwort „Konkurrenz" der Frau nichts mehr zu machen. Unter diesen Bedingungen ist die Konkurrenz der Frau gar nicht anderer Natur als die Konkurrenz des Mannes, etwas ebenso Natürliches und ebenso Berechtigtes wie die Form des allgemeinen Daseinskampfes, mit der sich der Mann abzufinden hat. Und er tut dies am zweckmäßigsten, indem er sich beeilt, die Frau zum gleichwertigen Konkurrenten zu machen, den Widerstand gegen ihre vollwertige Ausbildung aufgibt, das Gefühl der Inferiorität von ihr nimmt, ihre künstlich gezüchtete Anspruchslosigkeit aufzuheben. Gegen diese Benachteiligung der Frau als Geschlecht erklärt sich die organisierte Frauenbewegung aller Länder. Diese Benachteiligung wird fast überall noch in stärkerem oder geringerem Maße aufrechterhalten. In dem Grade jedoch wie die Einsicht des Mannes, der heute noch der Machthaber, wächst, fallen die Ausnahmebestimmungen gegen die erwerbende Frau, gewinnt sie an Berufsschulung, an Gehalt, an Arbeitsgebiet und an leitender Stellung.

Denn die Dinge liegen heute tatsächlich in allen Kulturländern so, daß die Majorität der Männer und im Minimum von 50 Proz. der Frauen auf außerhäuslichen Erwerb angewiesen sind. Für beide heißt es: sie müssen leben, und sie wollen leben. Daraus ergibt sich aber auch, daß beide das gleiche Recht auf Arbeit haben, das gleiche Recht auf Arbeit nach Fähigkeit, das gleiche Recht auf gleiche Vorbildung, das gleiche Recht auf gleichen Lohn. Die Frau ist im außerhäuslichen Beruf nicht mehr als Aschenbrödel zu betrachten. Ihre „Konkurrenz" ist eine Form des modernen Daseinskampfes: gleichzeitig eine Form ihres Rechts auf persönliche Freiheit, da sie, in Unsicherheit über ihre Ehemöglichkeiten, das sichere, die eigene Erwerbsfähigkeit, in erste Linie stellen muß. Diese Entwicklung ist nicht mehr rückläufig zu machen. Und es bedarf nur einiger Erkenntnis der tief begründeten Ursachen der sogenannten „Konkurrenz" der Frau, einiger Gewöhnung an die daraus entfließenden neuen Zustände, um die „Konkurrenz der Frau" zu dem werden zu lassen, was sie ist, nämlich zur Konkurrenz schlechtweg, dieser Konkurrenz, die Grundbedingung des Fortschritts ist und eine Begleiterscheinung jenes Daseinskampfes, der keinem Geschlecht und keinem Individuum erspart bleibt.

Sexuelle Aufklärung.

Eine Zuschrift
von
Elisabeth Landmann.

Als eine der Mitarbeiterinnen des Dürer-Bund-Buches „am Lebensquell", erlaube ich mir, der Besprechung Dr. Wilkers einige Worte hinzuzufügen.

Daß ich seinen Ausführungen zustimme, ist wohl selbstverständlich. Noch mehr: ich möchte ihm danken für seine warmen, anerkennenden Worte über das Buch, — da es von verschiedenen andern Seiten her recht einschränkendes Lob erhalten hat. Immer wieder derselbe Einwand: „Etwas Angedeutetes schadet nur, wenn die volle Ausführung unterbleibt." Jawohl! — wozu aber enthält das Buch die vielen verschiedenen Beispiele der Aufklärung?

Dann Stimmen, wie die: „Freilich, wenn das Kind fragt, werde ich ihm die Wahrheit sagen, — nur nicht vorher; — wozu brauchten wir da aber all dieses Aufhebens um die sexuelle Aufklärung?" Das aber ist's ja gerade: dieses Abwartenwollen, bis das Kind kommt mit der Frage! Wißt ihr denn nichts von Kindern, die sich mit heimlichen Fragen quälen? Mit Fragen, die man sich scheut, in Worte zu fassen, und gar auszusprechen! Und deren banger Druck mit den Jahren nur zu-

nimmt, wenn man alle diese kichernde Heimlichtuerei, all dies aufregend Häßliche sieht, das sich daran knüpft.

Wilker sprach von den Mitarbeitern als von „Lebensringern in jahrelangem Kampfe", — vielleicht sind auch solche dabei, denen es vergönnt war, zitternd vor Glück und Freude, das Geheimnis geoffenbart zu bekommen, doch schließlich noch auf einem „reinen Wege". (Ich denke an Bölsches „Liebesleben in der Natur!)

Und noch ein Einwurf: „Aber gelöst ist das Problem durchaus noch nicht durch dies Buch!" — Soll's auch nicht! Soll für jedes Kind immer wieder von neuem gelöst werden von solchen, die reine Hände und reine Sinne haben!

Die soziale Lage des Schriftstellers.

Von Hans Landsberg.

Nachdem unsere Schauspieler in einen bemerkenswerten Kampf um ihre Existenz und um Abstellung würdeloser Bestimmungen der Bühnenparagraphen eingetreten sind, scheint auch im Lager der deutschen Schriftsteller das soziale Gewissen zu erwachen. Vorläufig handelt es sich wohl um bloße Vorpostengefechte, denn mangels einer geeigneten Organisation, die an die Stelle der zahllosen kleinen und kleinsten Schriftsteller- und Journalistenverbände treten müßte, kann man heute noch nicht entfernt daran denken, selbst die elementarsten und selbstverständlichsten Forderungen mit einiger Aussicht auf Erfolg durchzusetzen. Wenn in den modernen sozialen Kämpfen die Presse als Organ der öffentlichen Meinung, deren Gutmütigkeit nicht zu bestreiten ist, eine wesentliche Rolle gespielt hat, so muß die Schriftstellerwelt aus begreiflichen Gründen von vornherein auf dieses Unterstützungsmittel, das jedem anderen Staatsbürger zur Verfügung steht, verzichten. Vor ihren Beschwerden türmt sich eine doppelte unübersteigliche Mauer auf: das kapitalistische Interesse der Verleger, und zum zweiten der Widerstand ihrer Angestellten, der Redakteure, die für die sozialen Nöte ihrer frei schaffenden Genossen bisher noch nicht eine Spur von Kollegialität und Solidarität bewiesen haben. So konnte es kommen, daß im Volke der Dichter und Denker bisher über die wahre hundselende Lage der deutschen Schriftsteller, unter denen ich in erster Reihe die Tagesschriftsteller verstanden wissen will, noch so gut wie nichts an die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Gewiß, man hört Einzelfälle, in denen ein produktiver Autor das große Los gezogen hat. Man spricht von den Millionen, die Sudermann, trotz einer „verrohten Kritik", mit seinen Dramen und Romanen erworben hat, erzählt sich von den Hunderttausend, die „Alt-Heidelberg", von den Riesensummen, die „Jena oder Sedan", der so geschickt gemenagte „Götz Kraft", das liebliche „Tagebuch einer Verlorenen" und die unvergeßliche Serie der „Berliner Range", sowie andere Stückwerke eingebracht haben. . . . . .

Bei unserer Frage handelt es sich um etwas ganz anderes, nämlich um die Existenzmöglichkeiten des Tageschriftstellers, der im Grunde genau so arbeitet wie jeder andere in freien Berufen tätige Mensch. Für die eigentlich künstlerische Produktion ist diese soziale Eingliederung des Berufsschriftstellers, der für Zeitungen und Zeitschriften Artikel schreibt, nur insofern von Bedeutung, als in dieser Tätigkeit auch der produktive Autor heute, mindestens in seinen Anfängen, seinen Broterwerb findet. Unser Publikum, selbst das gebildete, hat von den Zuständen im „Schriftstellergewerbe" — ich gebrauche den Ausdruck sehr absichtlich — auch nicht die leiseste Ahnung. Ab und zu bricht sich der Notschrei eines Schriftstellers Bahn in die Oeffentlichkeit, oder ein gewaltsames Ende und die letzte Irrsinnsstation reden eine noch deutlichere Sprache. Es widerstrebt mir, hier Beispiele anzuhäufen und die ganze Schrecklichkeit dieser Dinge dem Leser vor Augen zu führen. Hat nicht in den sechziger Jahren einer der fleißigsten und begabtesten unter den deutschen Schriftstellern, nämlich Gutzkow infolge Ueberarbeitung einen Selbstmordversuch gemacht, einer von denen, die das typische Bild des Poeten darstellt, der aus der Notwendigkeit heraus zu leben zum Vielschreiber wird und nicht eins seiner Werke ausreifen lassen kann. Aber, so wird man einwenden, in den Tagen Gutzkows und Laubes lag die Journalistik, gegenwärtig die tatsächliche Haupterwerbsquelle des modernen

Schriftstellers, noch in den Windeln. Speziell in Berlin sind erst nach dem deutsch-französischen Kriege die großen, bald genug zweimal erscheinenden Tageszeitungen entstanden, die mit der wachsenden Zahl ihrer Abonnenten allmählich schlechthin alle Interessensphären aller Bevölkerungsschichten berücksichtigten. So ist aus der früheren politisch-wissenschaftlichen Zeitung die heutige kaleidoskopische Presse entstanden, die aus den verschiedensten, dem Laien zumeist unbekannten Quellen gespeist wird und wirtschaftlich ausschließlich auf dem Inseratenteil beruht. Die moderne Zeitung, die in unserer schnellebigen Zeit mit besinnungsloser Schnelligkeit hergestellt werden muß, setzt sich in der Hauptsache aus Telegrammen, Korrespondenzartikeln (Zeitungen für Zeitungen) und eigenen schriftstellerischen Arbeiten zusammen. Der Unterschied zwischen Zeitungen und Zeitschrift besteht in der Hauptsache darin, daß ein Wochenorgan nur schriftstellerische Eigenbeiträge aufnimmt, also um seinen individuellen Charakter zu wahren, von den Korrespondenzartikeln, die oft an Hunderte von Zeitungen zugleich gelangen, von vornherein absieht. Der Haß gegen die Presse, der so ziemlich allen großen Politikern und Philosophen, einem Bismarck, Lassalle, Nietzsche gemeinsam ist und sich vor allem gegen die wachsende Nivellierung der Meinungen und gegen die Erziehung zur Gedankenlosigkeit richtet, trifft die Zeitschrift, wenn man von dem Philistertum der Familienblätter absieht, eigentlich nicht. Sie bildet mit ihren Abschattierungen heute so ziemlich die einzige Zufluchtstätte des Schriftstellers, der die Presse zwar geschaffen hat, aber schließlich aus ihr hinausgedrängt worden ist.

Gleichwohl konnte der Tagesschriftsteller, der es sich zur Aufgabe machte, aktiv die kulturellen und politischen Zustände seines Landes zu beeinflussen, von der Ausgestaltung der Presse eine Besserung seiner materiellen Lage erhoffen. Noch vor ein paar Jahren hat man ganz ernsthaft darüber debattiert, ob der Schriftsteller einen praktischen Hauptberuf haben müsse, oder ob er imstande sei, nur von seiner Feder zu leben. Die Tatsache, daß heute fast jeder Gebildete zur Feder greift, wobei die liebe Eitelkeit und der Erwerbssinn eine nicht geringe Rolle spielen, hat die Disputierenden dabei ein wenig aus dem Konzept gebracht. Gegenwärtig liegen die Dinge jedenfalls so, daß ein Berufsschriftstellertum nicht mehr in „Nebenstunden“ betrieben werden kann. Jeder brauchbare Zeitungsschriftsteller hat alle Hände voll zu tun, um sich über seine Wissensgebiete auf dem Laufenden zu erhalten. Er muß überdies auch für das, was ihm ferner liegt, ein erstaunlich rasches Orientierungsvermögen entfalten, von seiner eigentlichen schriftstellerischen Fähigkeit ganz abgesehen. Somit leistet er eine viel intensivere geistige Arbeit, als der Gelehrte, der Zeit und Muße hat, seine Arbeiten ausreifen zu lassen.

Wie aber steht es um die materielle Entschädigung des Schriftstellers? Man darf zur Antwort geben: Er wird berühmt, auch wenn man diesen Bescheid als etwas unlogisch empfindet. Man erinnert sich der unvergeßlichen Schilderung, die Maupassant in „Bel—Ami“ von dem Schriftsteller entwirft, der sich zum ersten Male in einer Tageszeitung gedruckt sieht. Unser Held läuft in jedes Caféhaus und läßt sich das Blatt immer wieder freudestrahlend vorlegen.

Welch ein Glück, von Hunderttausenden gelesen und zitiert zu werden, an ersten Zeitungen mitzuarbeiten, überall ohne Entree dabei zu sein, wo irgendein Sensationskapitel der mondänen Großstadtkultur abgehandelt wird. Man versteht, wie eine solche Karriere junge Leute, die in ihrem Uebermut von Finanzpolitik noch nichts wissen wollen, reizen muß und damit ein im Grunde sehr enges Feld der Betätigung bereits so überschwemmt hat, daß hoffnungslose Warnungsrufe angebracht erscheinen. Redakteure großer Tageszeitungen versichern, daß der tägliche Einlauf von Manuskripten den tatsächlichen Bedarf um das 10- bis 20fache übersteigt! Seltsam kontrastiert damit die ständig wiederkehrende Notiz von den Riesenein nahmen, über die heute einzelne Schriftsteller verfügen. Noch in den letzten Tagen konnte man in einer sehr großen Zeitung den handgreiflichen Unsinn lesen, daß der amerikanische Tagesschriftsteller Einnahmen von 12—40 000 M. erziele. Es wäre kein Wunder, wenn die deutschen Schrift-

steller daraufhin an einer Massenauswanderung über den großen Teich dächten. Wie steht es in Wahrheit um uns? Der deutsche Schriftsteller erhält selbst bei großen Tageszeitungen ein Durchschnittshonorar von 10 Pf. per Druckzeile, damit also selbst für den größtmöglichen Artikel von 300 Zeilen erst ganze 30 M. (Der Laie nimmt gewöhnlich das Dreifache an.) Natürlich erzielen einige Tagesberühmtheiten bei weitem höhere Honorare, zumeist Outsider, die es nicht nötig haben, Professoren, Geheimräte, Nordpolforscher, amerikanische Präsidenten.

Nun erfordert es schon eine große geistige Regsamkeit, und ich scheue mich nicht, das auszusprechen, auch merkantilische Talente, um hundert Druckzeilen täglich zu schreiben, und was die Hauptsache ist, an den Mann zu bringen. Ich will hier gar nicht von den tausend Zufälligkeiten reden, denen jedes Manuskript ausgesetzt ist, von den oft höchst merkwürdigen Veränderungen, die es auf dem Wege zur Setzmaschine und von da ins Blatt erleidet. Es genügt die Feststellung, daß selbst in einem sehr günstigen Fall bei einer starken Produktivität sich der Tagesverdienst auf zehn Mark beläuft. Gehen wir weiter. Erhält der Schriftsteller weiter sein Honorar nach Ablieferung des Manuskripts, also nach Erledigung der von ihm geforderten Leistung? Durchaus nicht. Er hat sich gefälligst bis zum Abdruck zu gedulden, für den das Preßgesetz eine Frist von einem ganzen Jahre vorschreibt. Es passiert natürlich tagtäglich, daß unter solchen Umständen Roß und Reiter längst verschwunden sind, ehe die Arbeit zum Abdruck gelangt. Alsdann feiert der Autor ein stummes, freudiges Wiedersehen mit seiner vor Jahr und Tag verfaßten Arbeit. Man sage doch nicht, daß das vollkommen in der Ordnung ist. Selbst nach dem Abdruck, also in dem denkbar günstigsten Falle, muß der Verfasser nochmals meistens ein Vierteljahr warten, bis es der Zeitung auf eine höfliche Mahnung hin gefällt, mit ihm abzurechnen. Man sage doch nicht, daß das vollkommen in der Ordnung ist.

Gegen diese Zustände hat jetzt unter den Schriftstellern eine Bewegung eingesetzt. Sie haben die erstaunliche Dreistigkeit, die Bezahlung ihrer Arbeiten sofort nach erfolgter Annahme zu verlangen. Sie wenden sich gegen abscheuliche Mißstände, die sie um den Ertrag vielstündiger Anstrengungen bringen. Sie wollen außer den ihnen längst zugesprochenen Ehren auch Geld sehen. Im Hintergrunde lauert der höllische Gedanke, daß sie von ihrer Arbeit leben wollen. Ich fürchte, man wird ihnen seitens der maßgebenden Faktoren die berühmte zynische Antwort geben: „Je n'en vois pas la nécessité."

Der desavouierte Romanschreiber.

Von Emil Faktor.

Noch gibt es Rezensentenfreuden. Eben habe ich einen politischen Roman durchgeblättert, der reich an unfreiwilligem Humor ist. Der Verfasser ist um die Zukunft Oesterreichs schwer besorgt und widmet diesem ehrenwerten Gefühl den Titel „Pereat Austria!" *) Das Komische daran ist, daß die jammervoll komponierte, von Kriegslärm, Parlamentsgeschrei durchzeterte und mit phantasieloser Kriegsphantastik zusammengeschusterte Arbeit ebensogut „Vivat Austria!" als Aufschrift verwenden könnte. Nachdem der Autor den Donaustaat in unerhörter Weise verwüstet hat, indem er die Unabhängigkeitserklärung Ungarns durchsetzt, das edle Magyarenvolk aber in einen wilden Parteienzwist der Unionisten und Separatisten verwickelt; nachdem er die Bosniaken trotz aller Annexionen selbständig gemacht und sie mit einem Operettenkönig Georg I. beglückt hat, der zum Guerillakrieg gleich mit drei Theaterdamen in die Berge geflüchtet ist, nach vielen Meutereien in allen Bezirken der Monarchie, nach großen und kleinen Schlachten, nach Plünderungsszenen in Böhmen und Kroatien ist er so gütig, die kaisertreuen Truppen überall die Brände des Aufruhrs löschen zu lassen. Auch von Deutschlands bewaffneter Unterstützung macht er ausgiebigen Gebrauch. Und als sich in Wien ein ganzes Heer von Arbeitslosen, dessen Anwachsen nach so grauenvollen Wirren nur natürlich war, vor der Hofburg versammelt, lassen sich die Darbenden und Erschöpften

*) Geschichte einer Zukunftsrevolution in Oesterreich-Ungarn von C. von Eynetten (Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft).

durch trostvolle Worte des Monarchen beschwichtigen. Eine kaiserliche Geldspende erweist sich als der wirkungsvollste Balsam. Dabei passiert dem Autor das Malheur, die gerührte Bevölkerung eine falsche Strophe der Volkshymne singen zu lassen, die noch dem guten Kaiser Franz gewidmet war und seit sechzig Jahren in Oesterreich nicht mehr gesungen wird. Dieser Lapsus ist beruhigend und beweist, daß den unsinnigen Roman kein Deutsch-Oesterreicher und überhaupt kein politisch interessierter Schriftsteller geschrieben hat. Das ist nicht unwichtig zu konstatieren, weil in dem Buche sich eine deutsche Tendenz breit macht und Uebelgesinnte das schuldlose Deutschtum für die Geschmacklosigkeiten und Stümpereien eines Sensationsspekulanten verantwortlich machen könnten. Nur hat es der Autor mit seinem Kompromittierungsversuch nicht leicht gehabt. Offenbar hat er mit langwierigen Verwicklungen der politischen Lage gerechnet und die unblutige Beilegung des österreichisch-serbischen Konfliktes paßt gar so schlecht zu seinen gespenstischen Zukunftsbildern. Dagegen hat er sich mit einem anderen Coup nicht verrechnet. Der provokatorische Titel hat dem Buche tatsächlich den Erfolg beschieden, um den Einband die schreiende Hülle: In Oesterreich verboten! schlingen zu dürfen. Hoffentlich erweist sich der Zensor nicht wieder einmal als der rührigste Helfer der Reklame.

Der natürliche Vater.

Von Max Mell.

Von dem bürgerlichen Lustspiel „Der natürliche Vater" von Herbert Eulenberg (Berlin-Westend, bei Erich Reiß) darf man wohl deshalb um so eher Nachricht geben, als seine Aufführung nicht zu den Wahrscheinlichkeiten gehören mag, und wohl auch wenige, die die Lektüre von Eulenbergs Dichtungen nicht aufzuschieben pflegen, einen Begriff davon haben werden, wie diese Stücke mit Prologen und Merksprüchen, starker warmer Diktion und temperamentvollster Nachdenklichkeit auf der Bühne aussehen können. Diesmal nun ist es eine Komödie, der Stoff im Bilderbogenstil, von einem davongelaufenen Vater, den sein Sohn ernsthaft zur Rechenschaft ziehen will: ganz in deutscher Bärbeißigkeit, aus deutschen Familiengefühlen, aus deutschen Gefühlsseligkeiten kommt diesen Gestalten ihr Handeln, ihre Worte aus den wärmsten deutschen Sprachquellen: volksmäßiger Reichtum an Beziehungen klingt wie großes altes Münzgut in den Repliken, und das Närrische in den Charakteren hat einen Stich ins Vorväterliche, die Gelenke bewegen sich manchmal wie bei Marionetten, und manchmal steht auf einem Gesicht ein rätselhafter Hohn, der sich als Lebensresultat verkünden möchte: den etwa der Rattenfänger von Hameln lächeln könnte. Diese Lebenswehmut, an der der Münchhausen und der „halbe Held" gekrankt haben und aus der sie sich zu einem melancholischen Ende wandten, setzt sich hier zu einer herben Verspieltheit durch, wenn der natürliche Vater, dessen ganze Existenz nichts zu sein scheint als eine bittere Glosse zu seinen eigenen Gefühlen, schließlich der Braut seines Sohnes ihre Schuldverschreibungen hinwirft, sie ihr auffliegen läßt „wie Brieftauben in den Himmel deines Herzens", und fortgeht wie ein geprellter Teufel im Volksmärchen. Und vollkommen ist die Einheit dieser Charaktere mit dem äußeren Rahmen der Ereignisse: manchmal fallen Beleuchtungen auf die Szene, wie sie Stimmungen des Volkslieds, der Studenten- und Kleinstadtromantik anzünden. Ein kahler Gartensaal, drin verlassen ein altes Bild und eine Laute hängen, ist das eine Mal der Schauplatz, das andere Mal ein deutscher Lustspielgasthof, beschienen von Laterne und Mond, besorgt von den derben Hausdienern und der klobigen Magd. Wie da die ganz verarmte Beate mit ihrer Laute kommt und zu singen beginnt, und das Gespräch mit Leo, dem natürlichen Sohn, beginnt und sie wägen gegenseitig ihr Unglück ab: Das ist eine der süßesten Szenen, ganz voll von Liebeslieblichkeit.

Ich wüßte aber nicht, was Schauspieler damit anfangen könnten. Und wenn sich merkwürdige tiefernste Naturen, in deren Kunst ein Bodensatz von Lebenswehmut und vielleicht sarkastisch ausbrechender Bitterkeit vorfindet, zusammentäten, das zu spielen, ich wüßte nicht, was ein Theaterpublikum damit anfangen könnte. Es wäre da recht billig auf die Zukunft zu vertrösten, auf eine Bühne, die da kommen muß,

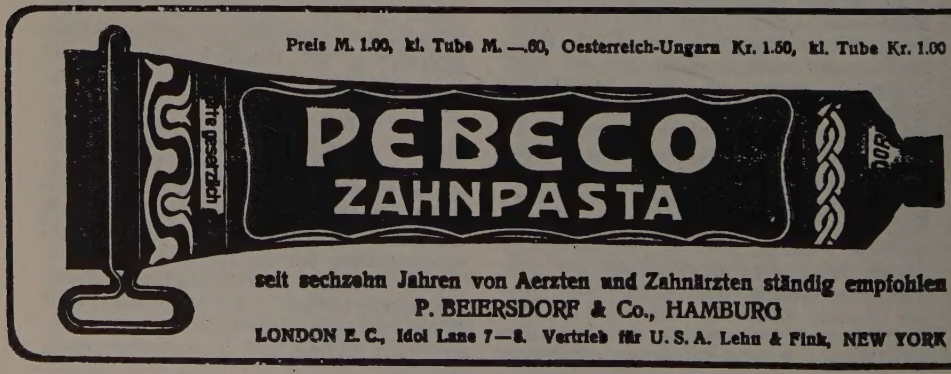
die da kommen könnte. Nein, dieses Stück ist von heute, wenn darin schon kein Problem der Gegenwart behandelt, keine Tendenz der Zeit ausgesprochen wird. Es ist von heute mit seiner Zwitterstellung zwischen halbverschollener Dichterhaftigkeit und herausfordernder Modernität. Beschwertheit von gestern und Lebenskraft von heute sind in so vielen unserer Dichter wunderlich verbunden, und auch in diesem Dichter des „Natürlichen Vaters". Das Theater aber äußert skrupellos sein Verlangen nach Dichtern, welche die Welt von heute ganz allein, ohne Sehnsucht und ohne Sprung, in sich tragen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach am Main
gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.
Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.
Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25,— pro Kiste.



Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00
seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG
LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK